

Der Bote aus dem Ruhrta.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hündt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrta.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beläge „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrta.“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Die Friedensstifter.

Im Sommer 1905 wurde in Portsmouth in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Friede zwischen Rußland und Japan geschlossen. Unmittelbar nach der Unterzeichnung richtete der damalige Präsident Roosevelt ein Telegramm an den deutschen Kaiser, worin er ihm dies erfreuliche Resultat mitteilte und zugleich dem Monarchen seinen Dank für die Mitwirkung an der Friedensarbeit aussprach. Bis zur Bekanntgabe dieses Telegramms hatte keine Zeitung etwas von dieser Beihilfe Kaiser Wilhelms II. zur Beendigung des Krieges melden können. Beinahe ebenso ist es jetzt beim Friedensschluß zwischen den Balkanstaaten in Bulgarek gewesen. Erst in den allerletzten Tagen war bekannt, daß der Deutsche Kaiser habe wesentlich zur Herbeiführung des Friedens beigetragen, und diese Kunde ist jetzt bestätigt. Die Dankagung des Königs Karl von Rumänien, der bekanntlich aus der süddeutschen Linie des Hohenzollernhauses stammt, für die ihm vom Oberhaupt des Deutschen Reiches gewidmete Freundschaft und Sympathie hebt ausdrücklich hervor, daß dank den Bemühungen des Kaisers der Friedensschluß ein endgültiger bleibt, und der Kaiser drückt mit seinen Glückwünschen für den König und sein Land die Freude aus, daß er zu dem jetzt Erreichten habe beitragen können. Es ist auch eine Freude für Deutschland, daß zwei Hohenzollern diesem den Frieden Europas bedrohenden Balkanbruderkrieg ein Ende haben setzen können.

Kaiser Wilhelm II. hat natürlich in dem Sinne des großen Friedensbundes gewirkt, dem es vor allem darauf ankam, die letzten Funken des Kriegsfeuers auszutreten. Er hat die Annahme der von dem rumänischen König unterbreiteten Friedensbedingungen, die der Sachlage entsprachen, dringend angeraten und sich nicht auf einen bestimmten Parteistandpunkt stellen können. Aus der ferneren Tatsache, daß der Kaiser seinen Schwager, den König Konstantin von Griechenland, der mit dem Monarchen Schwester Sophie seit 1889 vermählt ist, zum preussischen Feldmarschall ernannte, darf also nicht der Schluß gezogen werden, daß er aus Familienrücksichten Griechenland protegierte. Das ist auch bei den früheren griechischen Zwischenfällen nicht geschehen. Auf die Bitte des Königs Karl hat der Kaiser vielmehr mit Erfolg darauf hingewirkt, daß die durch griechischen Tabakbau ausgezeichnete Umgebung Kavallas, die Griechenland gleichfalls beanspruchte, den Bulgaren zuerkannt wurde. Wilhelm II. ist es darauf angekommen, dieser unglücklichen Balkan-Enthüllung ein Ziel zu setzen, die sonst, wie gesagt, die Einigkeit unter den Großmächten und den Frieden des ganzen Erdteils hätte bedrohen können. Wie lange der Balkanfrieden erhalten bleibt, kann natürlich niemand sagen, allen optimistisch darf man kaum sein. Das Oberhaupt des Deutschen Reiches hat aber wieder einmal bewiesen, daß ihm nichts daran liegt, aus bestehenden Verwicklungen Nutzen zu ziehen oder gar ehrgeizige Absichten zu verfolgen.

Nicht genug kann auch die weiße und doch energiegeliche Friedensvermittlung des betagten Königs Karl von Rumänien gelobt werden. Der König hat sehr erste Erfahrungen in seinem Leben gemacht, die ihn bewogen haben, den Siegern im zweiten Balkankrieg in den Arm zu fallen. Im russisch-türkischen Kriege von 1877/78 haben die Rumänen für Rußland als Verbündete

des Zaren vor Plewna gekämpft, und im Friedensschluß hat ihr König doch keine Provinz Westarabien an Rußland abtreten und dafür die viel weniger wertvolle türkische Dobrußda hinnehmen müssen. Die Erinnerung an diese ihm vor 25 Jahren widerfahrte Ungerechtigkeit hat ihn sicher veranlaßt, heute für größere Gerechtigkeit zu sorgen.

Der Bestand der Balkanstaaten ist auf Grund des neuen Friedensschlusses folgender: Rumänien, das vor dem Kriege einen Flächeninhalt von 131 000 Quadratkilometern besaß, ist durch die Abtretung des südlichen Teiles der Dobrußda auf 138 000 Quadratkilometer gewachsen und hat seine Einwohnerzahl um 260 000 Köpfe auf mehr als 7 Millionen vermehrt. Bulgarien ist von 96 000 Quadratkilometern auf 139 000 gestiegen, und hat seine Einwohnerzahl von 3 800 000 auf rund 4 000 000 erhöht; Griechenland hat einen Gebietszuwachs von etwa 55 000 Quadratkilometern zu verzeichnen und wird ca. 119 000 Quadratkilometer groß; Serbien ist von 48 000 Quadratkilometern auf 80 000 gestiegen und vermehrte seine Einwohnerzahl von 2 500 000 auf 3 600 000, und Montenegro schließlich liegt von 9 000 Quadratkilometern auf 16 000 und erhöhte seine Einwohnerzahl von 250 000 auf 480 000. Das neugegründete Fürstentum Albanien würde, wenn die Beschlüsse der Londoner Balkankonferenz bindende Kraft gewinnen, etwa 30 000 Quadratkilometer umfassen, mit 800 000 Einwohnern.

Wie siehts aus in der Welt?

Nach einem längeren Aufenthalt in den norwegischen Fjorden ist unser

Kaiser

wieder in die Heimat zurückgekehrt, härmlich begrüßt von einem tausendköpfigen Publikum, das den Monarchen in Swinemünde erwartete. Sein erster Besuch galt dem von ihm gestifteten Kinderheim in Ahlbeck. In ungewohnter Weise vergnügte sich der Herrscher mit der fröhlichen Schar, besuchte die Sandburgen der kleinen Leute, nahm auch eine Kollprobe der für die Kinder hergerichteten Speisen. Auf Anordnung des Kaisers besuchten die Wessingale den Kreuzer „Kolberg“. Der Jubel der Kleinen soll unbefriedigend gewesen sein. Das deutsche Volk aber ist stolz auf seinen Kaiser, der mit warmem Herzen die vielen Nöte zu lindern sucht. Auch bei der Jährlingsfeier

Bootskatastrophe

in Swinemünde, bei der 11 Menschen ertranken, bewährte sich der Kaiser als Helfer in der Not. Nachdem der Monarch von dem Rettern des Segelboots „Friedrich Karl“ Kenntnis erhalten, beorderte er das „Torpedoboot S. 86“ an die Unfallstelle. Der Landrat von Boetticher mußte dem Kaiser über die Einzelheiten des Unglücks Bericht erstatten; den Angehörigen der Ertrunkenen ließ er sein herzlichstes Beileid aussprechen. Das Unglück wird wohl auf die Koppligkeit der Insassen zurückzuführen sein, die im Augenblick der Gefahr den Anordnungen des Steuermannes nicht Folge gaben. Die Katastrophe muß sich mit größter Schnelligkeit abgepielt haben, die große Zahl der Ertrunkenen bleibt noch unverständlich. Die amtlichen Feststellungen haben ergeben, daß alle Sicherheitsvorschriften beachtet worden sind. Den Familien der Verunglückten wird allseitig die mitfühlendste Teilnahme entgegengebracht.

Unter gespanntester Aufmerksamkeit des In- und Auslandes ist der

Krupp-Prozess

in erster Auflage zu Ende gebracht. Den angeklagten Zeugoffizieren ist die Brandtsche „Kameradschaft“ teuer zu stehen gekommen. Zwei Angeklagte: Tilion und Schlander wurden mit Gefängnisstrafen von zwei bzw. 4 Monate bestraft, außerdem des Dienstes entlassen. Fink und Schmidt ebenfalls zu Gefängnisstrafen verurteilt und degradiert. Dröbe und Hoge kamen mit Arrest bzw. Festungshaft davon, dagegen wurde Pfeifer mit 6 Monaten Gefängnis belegt und die Unfähigkeit zur Verrichtung eines öffentlichen Amtes auf ein Jahr ausgesprochen. Wenn nun auch von den Liebke'schen Enthüllungen bitter wenig übrig geblieben ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß schwere Verfehlungen vorgekommen. Unsere Heeresverwaltung steht aber maßlos da, das darf man mit Genugtuung feststellen. Die zweite verbesserte Auflage dieses unangenehmen Prozesses wird in nächster Zeit zu erwarten sein. Auf den Ausgang darf man mit Recht gespannt sein.

Die neuen Kaiserworte.

Mit großer Wärme hat Kaiser Wilhelm in Klostod und Lübeck Worte gesprochen, die gerade jetzt, wo bekannt geworden ist, daß der Kaiser am Zustandekommen des Balkanfriedens hervorragenden Anteil genommen hat, in allen deutschen Herzen Widerhall gefunden haben. Es war ein Bekenntnis zur tatkräftigen, friedlichen, gewerblichen Arbeit und ihres Schutzes, das der Kaiser abgelegt hat. In Klostod wies der Monarch auf die Zeit vor hundert Jahren und auf deren herrliche Persönlichkeiten hin, die Königin Luise und Blücher, die auch in trüben Zeiten nicht daran zweifelten, daß das deutsche Volk das Schicksal des forschenden Eroberers (des forschenden Parvenus, so hatte der Kaiser sich früher einmal ausgedrückt) abschütteln würde. „Der Blick über das Wasser auf die allgemeine Weltgeschichte“, sagte der Kaiser und meinte damit das Verständnis für die friedlichen Aufgaben der Welthandelspolitik. In Lübeck dann gab der Kaiser seinem Bekenntnis zur Friedenspolitik einen neuen zündenden Ausdruck, indem er das Wort sprach: „Ich schütze den Kaufmann. Sein Feind ist mein Feind, und Gott gebe, daß der deutsche Handel, wie bisher, auch künftig unter seinem Schutz in Friedenszeit sich entwickeln möge.“ Wie schließt und doch wie inhaltsvoll klang es, als der Kaiser nach dem Rückblick auf die heroische Zeit der deutschen Einigung auf „unsere Zeit des einfachen Arbeitslebens“ zu sprechen kam, deren Aufgaben der Ausbau und die Festigung des gesamten wirtschaftlichen Lebens ist.

Der

Hamburger Streik

Beschäftigte die außerordentliche Generalversammlung des roten Metallarbeiterverbandes. Das Vorgehen der Werftarbeiter wurde von der Leitung als eine Ungehörigkeit und Disziplinbruch bezeichnet, die offen gerügt werden müsse, schädige sie doch das Ansehen des Verbandes. Die überwältigende Mehrheit der Delegierten verpflichtete den Ausschuss, die Werftarbeiter als Sieger heranzuführen; denn in der angenommenen Resolution wird den Beteiligten die Zahlung des Streikgeldes von Beginn der Bewegung an zugesprochen.

Zwei Helden.

Preisgekrönter Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. von M. Trommershausen.

(Fortsetzung.)

„Alles in Ordnung. Offenbar nichts zerbrochen, kein Arm, kein Bein, kein Fingernagel verletzt. Es scheint doch, als ob ich dem Vaterlande noch länger nützen soll. Auch gut. Muß es denn sein, so will ich weiterleben, weiterkämpfen und, will's Gott, endlich siegen. Was sagst du, Kamerad?“

„Ja, sage, daß Preußen sich ermannen wird, daß es endlich aufsteht und sich seiner Vergangenheit würdig zeigen wird. Es muß ja so kommen!“ rief der Husar selbstvergessen und mit solcher Inbrunst aus, daß Saher ihn verwundert betrachtete.

„Du bist kein Bauer oder dergleichen“, sagte er. „Du bist besserer Leute Kind.“

„Ja, ich bin es“, erwiderte der Husar, „aber das tut nichts zur Sache. Es handelt sich jetzt darum, ob Sie gehen können, Herr Leutnant. Wir müssen diesen Ort verlassen, so schnell wir können. Glauben Sie, daß Sie stark genug sind?“

„Ich bin im Vollbesitz meiner Kraft, nur ein dumpfes Gefühl im Kopf erinnert mich an den Hieb. Gehen wir. Rannst du mir sagen, in welcher Richtung das Heer geflohen ist?“

„Ich weiß nichts, weiß nicht einmal, wo mein eigenes Regiment ist. Es war eine schimpfliche Flucht. Pui über uns!“

„Ruhig, Kamerad, wir wollen es wettmachen. Bei Gott, das wollen wir. Jedenfalls haben die Flüchtlinge die Richtung auf Weimar genommen. Dahin wollen wir uns wenden.“ Sie fingen an zu gehen.

Gehen? Von einem Gehen konnte kaum die Rede sein. Sie stiegen hinweg über Leichen, sie kletterten über tote Pferdeleiber, über Kanonen und zerbrochene Wagen. Sie umschritten vorsichtig die Verwundeten und Sterbenden, um sie nicht zu verletzen. Peinigend drangen ihre Schmerzensschreie an ihr Ohr. Wohin sie kamen, erklangen die Wehrufe der Unglücklichen, ohne Pause, so daß es war wie eine ununterbrochene Kette von Qualen, die zu ihnen hinausschrie. Weit offene Augen starrten sie gläsern an, Finger streckten sich aus, um sie festzuhalten.

Zuletzt kam es dem jungen Husaren vor, als brauste ein ganzes Meer von Zammertönen und Hülfenrufen um ihn her. Er schauderte und klammerte sich an Sahers Arm.

„Sie rufen um Hilfe, die Toten schreien uns nach“, sagte er entsetzt.

„Du hast recht. Es ist furchtbar anzuhören, Kamerad, aber wir müssen uns stark machen. Wir müssen vorwärts.“

„Ich kann dies nicht anhören“, murmelte der Rekrut. „So weidmütig, Kamerad? Dann bist du nicht zum Soldaten geboren.“

Der Husar zuckte zusammen. Er ließ Sahers Arm los. Seine Gestalt straffte sich.

„Sie irren, Herr Leutnant. Ich bin Soldat und werde meinen Mann stehen.“

„Desto besser. Bald ist's auch überstanden. Wir nähern uns dem Ende des Schlachtfeldes.“

„Es war eine erbärmliche Schlacht für uns Preußen“, sagte der Rekrut verächtlich.

„War sie das?“ rief Saher zornig. „Dann Schande über uns! Das ist nie wieder auszulassen; denn die Geschichte wird ihren Verlauf aufbewahren, uns zu

schmachsvollem Gedächtnis. Halt, was ist das? Reiter? Hörst du nichts?“

„Der Feind, der Feind ist's.“

„Nieder, nieder, Kamerad! Wir sind Tote, wie die andern.“

Sie warfen sich auf den Boden. Der Husar fühlte eine weiche Masse unter sich. Ein Toter? Oder ein Sterbender? Mit einem unterdrückten Schrei wollte er sich auf die andere Seite wälzen. Aber Saher drückte ihn mit aller Kraft nieder, so daß er sich nicht rühren konnte.

Da waren die Reiter heran. Würden sie von den Hufen der Pferde zertreten werden? Nein, sie wurden bewahrt. Gerade über den Haufen hinweg, auf dem sie lagen, setzten die Pferde, ohne sie zu berühren, und in der Ferne verflang ihr Hufschlag.

„Gerettet!“ sagte Saher. „Man wird das Seltsame ebenso gewöhnt wie das Unglück und die Schande. Hast du noch etwas zu trinken, Kamerad? Wir haben noch einen tüchtigen Weg vor uns.“

Sie teilten den letzten Schluck aus der Flasche. Auch etwas Brot fand sich noch in dem Beutel des Husaren.

„Nun weiter!“ befahl Saher. „Wenn die Sonne aufgeht, müssen wir in Sicherheit sein. Uns muß die Dunkelheit schützen.“

Sie gingen schweigend weiter. Als sie die letzten Toten hinter sich ließen und die Schmerzensstöne ihnen schwächer nachklangen, atmete der Rekrut auf. Aber mit einiger Sorge betrachtete er den Himmel. Machte sich nicht schon der fahle Morgen bemerkbar? Er holte weiter aus.

„Du hast einen schnellen Schritt an dir, Kamerad.“

„Ich bin das Gehen gewöhnt.“

„Wo ist dein Pferd geblieben?“

Wachsende Arbeitslosigkeit

macht sich bitter bemerkbar. Wie empfindlich sie wirkt, geht daraus hervor, daß die Zahl der Rentenanträge bei den Landesversicherungsanstalten täglich größer wird. Die Anträge müssen jedoch ausnahmslos abgelehnt werden, da die betreffenden Anstalten den Versicherten nur eine Invalidenrente, nicht aber auch eine Rente gegen Arbeitslosigkeit oder Berufsinvaldität gewähren können.

Aufhebung des Jesuitengesetzes?

Die aus Paris über Bern eingetroffene Meldung von der beabsichtigten Aufhebung des Jesuitengesetzes durch den Bundesrat macht nicht allein wegen ihres Ursprungs den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit. Die Jesuitenfrage ist erst gelegentlich der ersten Etatslesung im Dezember vorigen Jahres im Reichstag ausführlich besprochen worden. Damals erklärte der Zentrumsabgeordnete Spahn, seine Partei habe zum Reichstanzler und zum Bundesrat nicht das Vertrauen, daß die Bedürfnisse der Katholiken bei ihnen eine gerechte Behandlung fänden. Der Reichstanzler erwiderte, daß das Jesuitengesetz während der 40 Jahre seines Bestehens nicht schärfer, sondern immer milder gehandhabt worden sei und daß eine verschärfte Handhabung auch nicht von der Ablehnung der Absicht, das Gesetz in Bayern aufzuheben, durch den Bundesrat zu erwarten sei. Der Kanzler sagte jedoch mit feiner Silbe, daß die vom Reichstage wiederholt geforderte Aufhebung des Jesuitengesetzes bevorstehe oder auch nur erwogen werde. Seit dem Dezember aber hat sich nichts zugetragen und ist nichts bekannt geworden, was auf eine veränderte Stellungnahme des Bundesrats in der Jesuitenfrage schließen ließe.

Das Gesetz über die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in

Frankreich

ist im französischen Amtsblatt veröffentlicht worden. Nach der amtlichen Feststellung wurde das Gesetz im Senat mit 244 gegen 36 Stimmen angenommen.

Der „Matin“ stellt auf Grund der Abstimmungsziffern der Kammer und des Senats fest, daß das Dreijahresgesetz in beiden Körperschaften zusammen mit 602 gegen 240 Stimmen angenommen wurde und im Parlament eine ungeheure nationale Mehrheit erzielt habe. Aber auch eine beträchtliche republikanische Mehrheit habe sich für das Gesetz ausgesprochen, denn wenn man von den Ziffern die Stimmen der vereinigten Sozialisten und Konservativen abzieht, so sieht man, daß von den Republikanern der beiden Körperschaften 388 für und 167 dagegen gestimmt haben.

Der „Figaro“ aber stellt fest, daß durch die Annahme der dreijährigen Dienstzeit Frankreichs friedliche Absichten vor aller Welt offenbart worden sind.

Diese Friedensliebe findet aber wenig Gläubige, wird doch die Kriegsbegeisterung getrieben denn je; ein marianter Fall diene zum Beweis:

Ein Leser der „Tägl. Rundsch.“ erzählt: Ich besuchte im Juli während einiger Tage Paris und besichtigte u. a. auch den Invalidendom, wo bekanntlich Napoleon I. ruht. In demselben Gebäude befindet sich auch das Grab des Marschalls Duroc. An seinem Sarkophag war anstehend eine ganz kurze Zeit vorher ein Kranz mit einer großen Schleife niedergelegt worden. Die Schleife trug in französischer Sprache die Aufschrift: „Es kann kein Kriegsmann in Frankreich Ruhe finden, so lange noch ein Deutscher im Elend lebt.“

Hier offenbart sich eine aufrichtige Seele. Mögen sich unsere Friedensphantasten diese Aufschrift merken.

Unsere „lieben“ Bettern, jenseits des Kanals, haben von jeher am Spionage-Koller gelitten, daß aber

Englands

Flotte bei ihren großen Manövern von zwei deutschen Schiffen belauert worden sein soll, ist doch das blödsinnigste, was

Rußland fordert höheren Zoll auf deutsches Getreide.

Der russische Landwirtschaftsminister brachte im Ministerrat eine Vorlage ein über die Getreideeinfuhr aus Deutschland. Der Minister bemerkte dazu, Rußlands Getreideexport falle in jedem Jahre mehr, wogegen die Einfuhr im steten Wachsen begriffen sei. Falls dagegen nicht schnellste Maßnahmen getroffen würden, wäre Rußland nicht mehr imstande, die Getreidepreise im Innern des Landes zu regulieren und würde in volle Abhängigkeit von Deutschland geraten. Darum sei die sofortige Einführung eines höheren Zolles auf deutsches Getreide erforderlich. Vor Ablauf des deutsch-russischen Handelsvertrages im Jahre 1917 ist eine einseitige Zollerhöhung nicht möglich; man erwarte aber aus dem Verlangen des russischen Ackerbauinstituts, wie heftig die Zolltarifkämpfe wieder sein werden, die uns bevorstehen.

Balkan

ist Ruhe eingetreten. Der zweite Akt des Balkandramas ist beendet. In der Bukarester Friedenskonferenz wurde eine Einigung erzielt; die Demobilisierung der im Felde stehenden Heere wird sofort beginnen. Den Hauptanteil bei der Verteilung der Beute haben Griechenland und nach

ihm Serbien erhalten. Nach einer Bukarester Meldung wird nach den jetzt abgeschlossenen Abmachungen Griechenland etwa 60 000, Serbien 45 000 und Bulgarien 37 000 Quadratkilometer erhalten. Griechenland trägt also den Löwenanteil davon, Montenegro geht nahezu leer aus und Bulgarien büßt das Uebermaß seiner früheren Begehrlichkeit.

Die Haltung der Türkei wird den Mächten noch viel Kopfzerbrechen machen. Die Pforte gibt die Erklärung ab, daß sie unter keinen Umständen daran denke, auf Adrianopel zu verzichten.

Diese Stellungnahme birgt neue Konfliktsmomente in sich. Wird der europäische Wille die Türken zum Nachgeben zwingen?

Neue Kolonialgrenzen

die denen in der belgischen Kongokolonie gleichkommen, werden aus dem Putumayo-Gebiet Brasiliens gemeldet. Die Beamten einer in London anässigen Kaufhaus-Gesellschaft haben, wie die brasilianische Regierung bekannt gibt, die Grenze verläßt. Die Indianer wurden gesungen, ein bestimmtes Quantum Kauffut abzuliefern, taten sie es nicht, so wurden sie ausgepeitscht, mit offenen Wunden der Sonne und den Mosquitos ausgelegt, verstimmt und was dergleichen Unmenslichkeiten mehr waren.

Nordamerika und Mexiko.

Trotz Mangels eines Beglaubigungsscheins ist der Spezialabgesandte des Präsidenten der nordamerikanischen Union, John Lind, unbefehligt in Mexiko angelangt. Er soll den General Huerta durch gütliches Zureden zur Überlegung der Präsidentschaft bestimmen, die Huerta selber nur so lange zu behalten versprochen hatte, bis ein geeigneter Nachfolger gefunden sei. Die mexikanischen Blätter fordern den General auf, den unbefehligen Abgesandten überhaupt nicht zu empfangen. Präsident Wilson hofft auf ein Gelingen der Mission seines Vertrauensmannes. In den politischen Kreisen Washingtons ist man vielfach anderer Ansicht und meint, der Union werde nichts anderes übrig bleiben, als mit bewaffneter Macht einzuschreiten oder aber den General Huerta, der zum größten Teile Herr des Landes zu sein scheint, als Präsidenten anzuerkennen.

In China

ist die Rebellion des Südens noch immer nicht völlig unterworfen. Die Aufständischen haben sich auf die Festsung des stark befestigten Wulung zurückgezogen, das an der Mündung des gleichnamigen Flusses in dem Yangtschank liegt und den Schlüssel zu Schanghai bildet. Die Regierungstruppen rücken in großer Stärke von allen vier Himmelsrichtungen gegen die Wulungforts vor, die den Rebellen zwar Schutz gewähren, von ihnen aber höchstens noch ganz kurze Zeit werden behauptet werden können. Mit dem Fall der Wulungforts hat die Peking Regierung die diesmalige Erhebung auf der ganzen Linie niedergeworfen.

Der Jäger aus Churpfalz.

In den nächsten Tagen wird in St. Söbernheim a. d. Nahe, ein Denkmal errichtet für den „Jäger aus Churpfalz“. Wohl den meisten Deutschen ist das Lied bekannt, aber die wenigsten wissen seine Entstehungsgeschichte. Der Kaiser ist ebenfalls ein Freund dieses Liedes, und manchmal hat er es vor sich hin gepfiffen als er im Frühjahr zur Erholung in den Taunusberger Jagereien ging. Viele Kurgäste aus Bad Homburg sind dem Monarchen begegnet, als er auf einem Weg das Liedchen lustig vor sich hin schmettete. Dem Garde-Jäger-Bataillon wurde das Lied als Parade-marsch verliehen. Vor anderthalb Jahrhunderten lebte in dem schönen Soonwald auf dem Fortstau zum Entenpfuhl der Erboberförster Friedrich Wilhelm Uff. Ein Waidmann vom Echtem Särot und Korn liebt er die Jagd über alles. Sein Gauspater Martin Klein aus dem Karmeliterhof hatte dem Erboberförster zu Ehren das Liedchen gedichtet, das später seine Kunde durch ganz Deutschland machen sollte. Nun wird dem alten Waidmann ein Denkmal gesetzt, zu dessen Enthüllung auch der deutsche Kaiser erscheinen wird. „Mitte im Walde, an einer schönen Stelle unter den selbst gepflanzten Bäumen“ hatte es der Kaiser gewünscht, und man ist dem Wunsch nachgekommen, denn einen würdigeren Platz konnte man nicht finden. In der Mitte des Denkmals erhebt sich der Jäger im Frührockstil. Bildhauer Franz C. L. v. Münch hat hier ein charakteristisches Werk geschaffen, den Jäger inmitten „seiner“ Salen, Hirsche und Rehe. Die Anfangsworte des Liedes: „Ein Jäger aus Churpfalz, der reitet durch den grünen Wald...“ umgeben das Bildnis. Zwei Putten tragen das Wappen des Erboberförsters, einen rauchenden Schlot, da der Erboberförster auch Erbhüttenherr von Rheinböllen war. Die eine Putte trägt eine Ente unter dem Arm als Erinnerung an den Entenpfuhl und die zweite ein Waldborn zum Zeichen des Waidmannes. Eine große Marmorplatte enthält die Widmung: „Dem Andenken des churfürstlichen churpfälzischen rheinischen Erboberförsters und Fortinspektors des vorberben Soons, Herrn Friedr. Wilh. Uff gen.: Der Jäger aus Churpfalz. Gewidmet dem Allerhöchsten Jagdherrn S. M. Kaiser Wilhelm 2. und seinen Jägern“. Der Kaiser hat dem Denkmal ein großes Inter-

esse entgegengebracht. Heute wird der Kaiser nach der Truppenparade auf dem großen Sande in Mainz im Auto zu den Enthüllungsfestlichkeiten reisen.

Die Sandstraßen in Amerika

sind wie bekannt, schlechter als irgendwo anders auf der Welt. Das rührt zum Teil daher, daß in den ländlichen Bezirken die für die Verbesserung der Sandstraßen bestimmten Steuerbeträge nicht in bar entrichtet zu werden brauchen, sondern daß der Steuerzahler, falls er sich eine gewisse Zeit an den Instandhaltungsarbeiten beteiligt, von der „Road Tax“ befreit wird. Die so geleistete Arbeit ist gewöhnlich keinen Deut wert, die braven Farmer stehen einfach herum und unterhalten sich über die Politik, den Zustand der Saat oder das letzte Potterspielchen. Herr Major, der Gouverneur von Missouri, hat nun einen neuen Plan erdacht, die Straßen dieses Staates in einen einigermassen passierbaren Zustand zu versetzen; in einer solchen erlassenen Proklamation fordert er die ganze männliche Bevölkerung in Missouri auf, zwei Tage, den 20. und 21. August, vollständig den Sandstraßen zu widmen. Sie soll in voller Stärke mit Werkzeugen aller Art aufräumen und nach einem Plane, der jetzt ausgearbeitet wird, das große Straßenbau- und Instandhaltungswerk vollbringen. Um den Bürgern mit gutem Beispiel voranzugehen, will der Herr Gouverneur selber mit Hacke und Schaufel an jedem der beiden Tage acht Stunden lang arbeiten.

Eine Statistik der Frauenschönheit.

Das Schriftstellerehepaar Anne-Marie und Charles Lalo haben es sich zur Aufgabe gemacht, in umfangreichen Studien den Begriff der Frauenschönheit zu ergründen, wie er sich in der Romanliteratur spiegelt. Sie sehen in der Schönheit ein „Bourgeois“, von dem man sich langsam zu emanzipieren beginnt, indem man den Begriff der „Häßlichkeit“ einführt; ja, sie verkünden sogar den Bankrott der Schönheit und weisen nach, daß die modernen Dichter auch die Reize der Häßlichkeit bei der Frau entdeckt haben, daß man sehr genau zwischen dem Urteil der beiden Geschlechter unterscheiden müsse und daß Frauen diejenigen Geschlechts-genossen, die die Männer für schön erklären, fast durchweg häßlich finden. Am interessantesten aber ist das Resultat, das sie aus der Lektüre von 400—500 Romanen gewonnen haben: eine Statistik der Frauenschönheit, wie sie sich ihnen nach der Formulierung der Dichter ergibt. Bei dieser Zusammenstellung stehen schöne Augen an der Spitze; sie werden in 100 Proz. von der schönen Frau gefordert, und zwar entscheiden sich 60 Proz. der Roman-schilderungen für blaue und 40 Proz. für schwarze Augen. 92 Proz. dieser Romanheldinnen haben einen schönen Teint; bei 70 Proz. ist das Strahlen, bei 20 Proz. blaß oder matt und bei 2 Proz. sehr weiß mit Sommerprossen. Feine und gepflegte Hände, selbst bei Arbeiterinnen und Bäuerinnen, sind in 95 Proz. aller Fälle für einen Schönheitskodex unerlässlich. Eine gute Figur ist mit 90 Proz. vertreten. In 80 Proz. begeistern sich die Dichter für purpurne Lippen, während blaße Lippen nur in 20 Proz. gepriesen werden und zwar dann als Zeichen einer rührenden Schönheit, besonders bei Kranken. Ein kleiner Mund erhält in 85 Proz. den Preis, ein sehr großer, der einen Berleschreien sehen läßt, gilt in einem Verhältnis von 15 Proz. als schön. Ein großer Mund ohne prächtige Zähne findet nirgends Beifall. Kleine Füße sind mit 90 Proz. in die Statistik aufgenommen; große Füße werden in 10 Proz. der Fälle als Schönheitsmerkmal angesehen. Das Aussehen der Schwindsüchtigen erscheint bei 20 Proz. als Schönheitsideal; doch wird darauf hingewiesen, daß es sich dabei hauptsächlich um Romane aus den Jahren 1830—80 handelt, wo man für die Romantiker heftiger Erscheinungen eine besondere Vorliebe hatte. Eine mehr als normal entwickelte Behaarung, die weiche Schatten über die Haut wirft, wird in 5 Proz. der untersuchten Frauenschreibungen als schön empfunden; mit 0,5 Proz. ist ein Gefallen an Buckligen und Hintenden angesetzt. Nur Spuren finden sich dafür, daß man Schminke und falsche Haare als schön empfindet. Die Verfasser konstatieren noch in ihrer sonderbaren Schönheitsstatistik, daß die Vorliebe für stark nervöse Frauen im Roman sehr im Zunehmen begriffen ist.

„Es wurde mir unter dem Leibe erschossen, Herr Leutnant.“

„Wir müssen suchen, wieder Pferde zu bekommen.“ meinte Saher, — „vielleicht in Weimar.“

„Sollte das möglich sein?“ rief der Husar erfreut. Saher blieb stehen und suchte das Gesicht des jungen Menschen zu betrachten.

„Deine Stimme kommt mir bekannt vor, Kamerad. Ich muß sie schon irgendwo gehört haben.“

Der Rekrut wußte ein wenig von Saher zurück.

„Stimmen ähneln sich oft“, versetzte er kurz. Sie eilten weiter. Doch bald kam es Saher so vor, als ob die Kraft seines Begleiters nachlasse. Er stolperte zuweilen und ging langsamer.

„Gib mir deine Hand, Kamerad“, sagte Saher plötzlich. Der Husar stutzte.

„Warum?“ Saher nahm die Hand des jungen Mannes ohne weitere Umstände.

„Gehorche, du bist müde.“ Der Soldat schwieg. Saher war sein Vorgesetzter und hatte zu befehlen, aber die Hand des Rekruten zitterte etwas.

Befremdet bemerkte es Saher und sah darauf nieder. Da zuckten auch seine Finger. Er öffnete die Lippen zu einem schnellen Wort, aber er drängte es zurück und schwieg.

„Sagten Sie etwas, Herr Leutnant?“ fragte der Husar zögernd.

„Nein, Kamerad. Mir fiel nur ein, an wen mich deine Stimme erinnert hat“, entgegnete Saher trocken. „Nämlich an die Stimme einer jungen Dame. Nicht wahr, das ist spaßhaft? Aber Ähnlichkeit kommen vor, wie du schon treffend bemerkt hast.“

Misttrauisch sah der junge Husar Saher von der Seite an. Aber er konnte in dessen Zügen nichts entdecken, was ihn zu seinem Misttrauen berechtigte.

Der bleiche Morgenschein am Himmel wurde immer breiter, der Himmel heller, die Gegenstände ringsumher erkennbar, auch die Gesichter der Flüchtlinge.

Argwöhnisch sah der Rekrut auf seinen Begleiter, aber Saher begegnete seinem scheuen Blick in aller Ruhe, ohne Staunen oder Zweifel darin auszudrücken.

Gegen 6 Uhr morgens am 15. Oktober näherten sie sich Weimar. Sie mußten Umwege machen und sich mehrmals verstecken, um der feindlichen Verfolgung zu entgehen. Je näher sie der Stadt kamen, desto vorsichtiger mußten sie sein. Es gelang ihnen jedoch, glücklich hineinzukommen, ohne aufzufallen oder bemerkt zu werden.

Hier begaben sie sich in das zunächstliegende Haus. „Wir haben bei den Bürgern Weimars nichts zu fürchten. Alle Preußen sind willkommen“, sagte Saher.

Er hatte recht. Sie wurden mit Zuversicht ausgenommen und bewirtet, sogar es die Verhältnisse gestatteten.

„Man weiß nicht, wann Sie wieder etwas bekommen“, meinte der freundliche Bürgersmann. „Halten Sie sich dran, meine Herren.“

„Das werden wir uns nicht zweimal sagen lassen“, versetzte Saher. „Wissen Sie uns zu melden, guter Herr, wo sich Fürst Hohenlohe befindet?“

„Das ist leicht anzugeben, Herr Leutnant. Er hat die Richtung über Schloß Wippach nach Sommerda zu genommen.“

„Danke für die Auskunft. Nun aber eine Bitte: können Sie uns Pferde verschaffen?“

Der Mann lachte verächtlich.

„Wetten, daß ich es kann?“

„Ei, das wäre!“ rief Saher erfreut und sprang auf. „Zunächst, Herr Leutnant. Es sind heute so viele

herrenlose Pferde zu uns hereingelaufen, daß man ja hätte dumm sein müssen, wenn man nicht ihrer etliche eingefangen hätte. Ich habe vier hinter meinem Hause stehen.“

„Und Sie wollen uns zwei davon überlassen?“

„Gern. Sie würden ja doch nur den Franzosen in die Hände fallen. Da gebe ich sie lieber Ihnen.“

Saher war sehr erleichtert. Ihm hatte vor dem Wettermarsch gebangt bei der sichtslichen Mäbigkeit seines Begleiters.

Sofort wurden die Pferde gemustert. Sie sahen freilich erschöpft aus, aber wohlgenährt und hatten sich durch die Pflege des guten Bürgers schon erholt.

So sahen denn die Flüchtlinge auf. Ein drittes Pferd nahm Saher auf den Rat des Bürgers am Zügel mit und fort ging's die Straße auf Sommerda zu.

Der Rekrut war wie neubelebt. Er sah vorzüglich zu Pferde, seine Augen strahlten vor Lust. Alle Schrednisse der vergangenen Nacht waren vergessen.

„Sie sitzen auf dem Pferde, als seien Sie damit verwachsen“, bemerkte Saher bewundernd.

„Warum nennen Sie mich „Sie“, Herr Leutnant?“

„Ja so, das hatte ich vergessen, Sie junger Untergebener. Aber lassen Sie mich nur dabei bleiben. Es paßt mir besser.“

Argwöhnisch sah der Husar den Leutnant von der Seite an. Aber Saher schaute gleichmütig geradeaus. Sie ließen die Pferde tüchtig ausgreifen.

„Wie kam es, daß Sie mich diese Nacht fanden?“ fragte Saher plötzlich. „War es Zufall?“

Der Soldat blickte sich auf den Hals des Pferdes

anders auf
in ländlichen
bestimmen
brauchen,
gewisse Zeit
der „Koad-
gewöhnlich
herum der Saa-
der Sou-
neuen Plan
niger machen
erlassenen
Bevölkerung
21. August,
in voller
nach einem
Strahlenbau-
bürgern mit
verneut
der bei-

Charles
angereichen
ünden, wie
ehen in der
langsam zu
„Hühn-
ankrott der
en Dichter
deck haben,
Geschlechter
Geschlechts,
fast durch-
das Resul-
Romanen
heit, wie
hter ergibt
gen an der
önen Frau
er Roman-
ze Augen.
nen Teint;
oder matt
en. Seine
Bäuerinnen,
theitsdodeg
vertreten.
ne Lippen,
en werden
besonders
Proz. den
sehen läßt,
schön. Ein
des Weisfall.
genommen;
Schönheits-
ndständig
ird darauf
n Romane
Romantik
tte. Eine
e Schatten
ntersuchten
Proz. ist
est. Nur
und falsche
ieren noch
e Worliebe
Bunehmen

rang auf.
so viele
man ja
er eilige
em Hause
en?“
nzen in
n.“
vor dem
eit seines

Sie sahen
atten sich
tes Pferd
ügel mit
gänglich zu
schrednisse
ie damit
utnant?“
er Unte-
iben. Es
von der
eaus.
anden?“
Pferdes

Champagner-Injektionen.

Ein amerikanischer Chirurg, Dr. J. J. Conner vom Britischen Hospital in Buenos-Aires, ist auf den Einfall gekommen, Patienten zur Bekämpfung der nach großen Operationen eintretenden Schwächezustände Champagner unter die Haut zu spritzen. Bekanntlich hat man schon stets den Kranken Champagner Löffel- und schluckweise zu trinken gegeben, um dem Erbrechen Einhalt zu tun, das nach der Chloroform-Narkose sich einzustellen pflegt. Dr. Conner versichert, daß die Wirkung viel schneller und vollständiger ist, wenn man den Champagner nach Art eines Serums unter die Haut spritzt. In dieser Form verursacht er keine lokale Erregung und beugt einem Uebelbefinden vor. Man kann gut und gern 500 Gramm auf einmal einspritzen und die Operation anstandslos in sechsständigen Abständen wiederholen. Die Wirkung tritt fast unmittelbar ein. Der Kranke wird warm, der kalte Schweiß verschwindet, der Puls wird straff und lebhaft, und der Dämmerzustand des Patienten schwindet. Dr. Conner meint, daß die Champagner-Injektionen heute üblichen Kampher- und Aether-Einspritzungen unbedingt vorzuziehen sind.

Der Billion-Dollar-Ball.

Auf Wochen hinaus hat das gesellschaftliche Amerika nun wieder einen Gesprächsstoff: der große Sommerball, den Mrs. Stuyvesant Fish am Sonntag in dem fashionalen amerikanischen Seebade Newport veranstaltete und den die begeisterten Berichterstatter den „Billion-Dollar-Ball“ taufen, fällt die Spalten aller Zeitungen und einstimmig wird erklärt, daß Mrs. Fish durch diese Veranstaltung sich endgültig zur ungekrönten Königin der obersten Vierhundert aufgeschwungen hat. Das Fest hat der Veranstalterin die hübsche runde Summe von 400.000 Mark gekostet, und der Wert der Juwelenpracht, die dabei entfaltet wurde, beziffert sich auf Millionen, nach der Schätzung eines Zahlenfreundes auf mehr als 40 Millionen. Die 500 Gäste, ausschließlich bekannte Persönlichkeiten der reichen amerikanischen Gesellschaft, erschienen kurz vor Mitternacht und wurden von der Wirtin in dem Kostüme einer Märchenkönigin empfangen, um zunächst durch die Gärten und Räume geleitet zu werden, in denen mit der Entfaltung von dekorativem und bisweilen groteskem Prunk nicht geizt worden war. Dann folgte ein Bankett, bei dem die Diener in der Tracht Ludwigs XIV. die erlesenen Lederbissen servierten, worauf der Tanz die Gesellschaft bis zur Morgenbämmerung zusammenhielt, ja einige der jungen Damen ließen es sich sogar nicht nehmen, vom Tanzsaal sofort zum Strande zu eilen; sie kehrten erst heim, nachdem sie ein Wetschwimmen veranstaltet hatten. Allein die Abweichung von der üblichen Form amerikanischer Millionärsbälle, der Grund warum die Deffentlichkeit sich jetzt so eifrig mit dem Ball der Mrs. Fish beschäftigt, besteht darin, daß das Fest zu einer Kundgebung des New Yorker „Smart set“ gegen die Frauenrechtlerinnen gedacht war. Die meisten Damen erschienen in Märchenkostümen oder als Gänsehirtin, um damit gegen die lärmreich vertretenen Forderungen nach dem Frauenstimmrecht zu protestieren. „Ich bin alt genug geworden“, so erzählte die einflussreiche Veranstalterin des Festes, „um zu erkennen, welchen Fehler die Verteidiger des Frauenstimmrechts begehen; und ihr größter Fehler ist ihre Abkehr von dem Ideal der Mutterschaft. Die Frauen opfern ihre besten Vorzüge, die Unmittelbarkeit und Kindlichkeit ihres Wesens, wir hören

nieder. „Natürlich Zufall, was denn sonst?“ antwortete er.

„Natürlich“, wiederholte Saher trocken. „Ein recht günstiger Zufall für mich. Ich bin durch diesen Zufall einem sicheren Tode entgangen. Kannten Sie mich?“

Der Refrut zögerte.

„Ja, ich kannte Sie“, antwortete er dann. „Ich sah Sie kämpfen und hörte Ihren Namen nennen.“

„Auch durch Zufall?“

„Selbstverständlich, Herr Leutnant.“

Bald tauchten einzelne Flüchtlinge vor ihnen auf, die zum Hohenloheschen Korps gehörten. Sie mehrten sich zusehends, und schließlich ritten sie in einer ganzen Schar aus den verschiedensten Regimentern im bunten Durcheinander.

„Schade, unser Reiten zu zweien war schöner“, sagte Saher bewundernd.

„Nicht doch, es gibt genug des Erlebten mit den Kameraden auszutauschen“, widersprach der Refrut.

„Aber unseren nächtlichen Gang miteinander über das Schlachtfeld werden wir nicht vergessen?“ fragte Saher dringend.

Der Refrut antwortete nicht gleich. Er schien verlegen.

„Holla, Saher! Friedrich von Saher!“ rief auf einmal eine Stimme.

Ein Grenadieroffizier kam auf Saher zu und reichte die Hand hin.

„Georg, du bist es?“ antwortete Saher hocherfreut.

„Also glücklich dem Tode entgangen? Aber wie ich sehe, hast du dein Schlachttroß verloren?“

„Ich gab mein Pferd dem Major, dem das seinige weggeschossen wurde“, versetzte Georg von Wilhelm.

„Aber was für eine Bestimmung hat der Gaul, den du so brav am Zügel führst?“

„Der ist für dich, mein Sohn, eigens für dich gekauft, wollte sagen, redlich erworben, oder freundschaftlich geschenkt, oder wie du es nennen willst. Steig auf, alter Freund. Einen besseren Reiter kann der Gaul nicht erhalten, jedenfalls keinen erwünschteren. Aber nun lerne meinen Lebensretter kennen, ohne den ich mausetot auf dem Schlachtfelde läge. Er hat mich hierher begleitet.“

Saher wandte sich nach seinem Gefährten um. Aber das Wort stockte ihm auf der Zunge — der junge Husar war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

überall nur von dem Kampf der Geschlechter und von dem Wahrecht reden, aber viel zu wenig vernehmen wir von den Pflichten der Frau und von den Kindern. Der heranwachsenden jungen Generation klingt das Wort Mutter beinahe schon prosaisch. So kam es, daß in mir kürzlich, als ich ein altes Märchenbuch mit Kinderliedern wieder vornahm, die Idee entstand, ein Fest zu geben, das der altmodischen Frau, der Gattin und der Mutter gewidmet sein sollte. Denn in jenen Märchen und Liedern fühlte ich die ganze Macht eines starken, echten und unverbildeten weiblichen Gefühls, und ich hoffe, daß ich meinen Gästen manche Erinnerungen an die schöneren Tage ihrer Kindheit wachgerufen habe.“

Berliner Spitznamen.

Inbezug auf Phantasienamen ist der Berliner außerordentlich erfinderisch und manchmal grob. Für alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs hat der mit Spreewasser getaufte selbstverständliche einen kurzen, treffenden Ausdruck gefunden, der vielfach Allgemeingut des deutschen Volkes geworden ist. Der Spazierstock ist der „Wasserdicke“, der Schirm die „Musprihe“, der Hut die „Dohle“. Der Seidenhut heißt „Wichstopp“, oder auch „Angströhre“ oder „Tintenpropfen“, die Stiefel „Quadratstücken“, „Elbfähne“ und so weiter, während die Filzschuhe als „Maulen“ figurieren. Der Berliner trinkt entweder einen „Piff“, d. h. für 5 Pf. Bier oder einen Kognak, und wenn er dazu etwas „Festes“ wünscht, so ist es gern ein „Schusterjunge“ mit einer „Goldleiste“, d. h. fog. Schutchen mit Käse. Zum „Schusterpunsch“ — Kaffee — genießt er mit Vorliebe „Kameruner“ oder „Amerikaner“, das sind Schützchen. Zur Erhöhung der Genüsse dient ihm der „Ziegarn“ oder „Piejak“, auch „Giftnudel“ genannt. Auch jedes Geldstück hat seinen Spitznamen. So heißen die 1- und 2-Pfennigstücke kleine oder große „Armengoldstücke“, das Fünfpfennigstück „halber Nickel“ oder „Schustertaler“. Die Zehnspfennigstücke heißen seit Einführung des Zehnspfennigstücks auf der elektrischen Straßenbahn auch „Schaffnerstück“. Einen bißigen Namen hat das Zweimarkstück, „Offizierstaler“. Die Bezeichnung „Bilder“ oder „Lappen“ für die Reichstassenscheine in Verbindung mit der Farbbezeichnung ist Allgemeingut. Für das neue 25-Pfennigstück hat man bekanntlich die Bezeichnung „Biermarke“ geprägt.

Eine Operation auf hoher See.

Die Passagiere des Dampfers „Bremen“, der Ende Juli die Fahrt von Amerika nach Europa antrat und 80 amerikanische Aerzte an Bord hatte, die zur Teilnahme an dem internationalen medizinischen Kongreß nach London fahren, wurden am dritten Tage nach ihrer Abreise die Zeugen eines ungewöhnlichen und aufregenden Vorganges, der eine Zeitlang das ganze Schiff in Unruhe versetzte. Am dritten Tage wurde ein Kostümfest an Bord abgehalten, und man amüsierte sich köstlich, als plötzlich Dr. Richard Kovace, der klinische Assistent am Krankenhaus von Newport, in den Tanzsaal stürzte und mit erregten Gebärden die Musik aufforderte, zu schweigen. „Aufhören!“ rief der Mediziner, „Dr. Fitzgibbon ist schwer erkrankt, eine sofortige Operation ist notwendig.“ Die Musik verstummte, die Tänzer blickten sich ratlos an, dann folgten alle auf den Fußspitzen dem davoneilenden Aerzte in den Speiseraum, wo erschreckend bleich Dr. Fitzgibbon lag und schwer stöhnte. Nach einer schnell abgehaltenen Konsultation kam man zu dem Beschlusse eine Operation zu wagen, obgleich man kaum noch Hoffnungen für das Wiederaufkommen des Patienten hegte. 15 Aerzte umstanden den Kranken. Zu weißen Operationsmanteilen, mit Masken und Gummihandschuhen versehen, erschienen Dr. Seaman aus Philadelphia und Dr. Albee, der Professor für orthopädische Chirurgie an der Universität Vermont, in dem häufig zum Operationszimmer umgewandelten Speisesaal und begannen ihre Instrumente zu desinfizieren. Auf der Galerie des Speisesaales drängten sich mit bedrückten Mienen die Passagiere, die sich von dem düsteren Bilde nicht loszureißen vermochten und fasziniert auf die Szene zu ihren Füßen hinabstarrten. Mit der sicheren Hand eines geübten Chirurgen sah man Dr. Seaman einen Schnitt a usführen, alles hielt den Atem an, die Frauen preßten die Hände ineinander. Dann tauchte die Hand des operierenden Chirurgen auf und mit maßloser Verblüffung sahen die Zuschauer, daß diese Hand einen riesigen Schinken hielt. Wieder tauchte die Hand in die Wunde; jetzt erschienen Aepfel, dann Weintrauben, ein ganzer Laib Brot, Tannenzapfen, aber die Verblüffung löste sich erst, als der Patient sich aufrichtete und mit tiefer Brustatmung energisch nach einem Seidel Bier verlangte. Erst jetzt merkten die erregten und neugierigen Passagiere, daß die amerikanischen Aerzte sich das Vergnügen gemacht hatten, die Sensationshungrigen zu naschieren.

Wie ein Goldschatz vom Meeresboden gehoben wird.

Zahlreiche Versuche sind bereits unternommen worden, um den Millionenchatz, der seit 1799 im Rumpf der Fregatte „Lutine“ auf dem Meeresgrunde am Eingang der Zuidersee ruht, zu heben; während aber bisher alle Mühe vergeblich war, scheinen nunmehr die Anstrengungen doch zu einem glücklichen Resultate zu führen. Wie Sawaire Jourdan in der Nature ausführt, ist man seit 1912 mit allen Mitteln der fortgeschrittenen Technik an der Arbeit, der See ihre Beute noch nach 113 Jahren zu entreißen, und die hier getroffenen Vorkehrungen bieten ein anschauliches Bild für die Methode, mit der man heutzutage Schätze vom Meeresboden zu heben sucht. Der Schatz der „Lutine“ besteht aus 1900 Goldbarren, 500 Silberbarren und barem Geld; alles in allem belief sich der Wert auf 30.175.000 Frs. Das Schiff mit seiner kostbaren Ladung war bei der ältesten aller Seeverversicherungsgesellschaften, Lloyds versichert, und als die „Lutine“ mit ihrer reichen Ladung so nahe vor dem Ziel gesunken war, mußte die Versicherung der holländischen Firma, die Eigentümerin war, gegen 22 Millionen ausbezahlen.

Lloyds hat niemals die Hoffnung ganz aufgegeben, in den Besitz der 30 vom Meer verschlungenen Millionen zu gelangen; Versuche, sie zu heben, wurden 1855, dann wieder in größerem Maßstabe 1900 unternommen, und nunmehr hat man zu diesem Zweck ein besonderes Dampfschiff konstruiert, den „Lyons“, der seine Aufgabe im vorigen Jahre in Angriff genommen hat. Bald nach dem Schiffbruch, bei dem die Mannschaft mit Ausnahme eines einzigen Matrosen ertrank, wurde der Anspruch auf Hebung des Schatzes vom König von Holland auf Grund des Strandrechtes erhoben, und im Auftrage des Königs bildete sich eine Gesellschaft zur Hebung der Millionen. Nachdem aber alle Versuche vergeblich gewesen waren, machte der König von Holland 1823 freigebig die „Lutine“, deren Rumpf von den Wogen der Zuidersee allmählich zu Sand zerrieben wurde, dem König Georg IV. von England zum Geschenk. Georg IV. übertrug die so erhaltenen Rechte wieder an Lloyds. Die holländische Gesellschaft, die sich damals gebildet hatte, existiert aber auch noch heute und hat auf ihre Ansprüche keineswegs verzichtet. Die Londoner National Salvage Association, die seit zwei Jahren die Hebung in einer großartigen Form aufgenommen hat, hat sich mit beiden Unternehmungen auseinandergesetzt und sich verpflichtet, von den Schätzen 15 Proz. an den Lloyds und 15 Proz. an die holländische Gesellschaft auszuzahlen. Um die Anhäufung von Sand zu vermeiden, den die Strömungen der Zuidersee immer wieder auch wenn die mächtigsten Pumpen ihn beseitigt hatten, in großer Fülle herbeiführten, hat man einen tiefen Graben von 1850 Meter Länge bis zu dem Wrack hin und über dieses hinweggezogen. Diese großartige Arbeit erforderte die Wegschaffung von fast 1 1/2 Millionen Tonnen Sand. Die größte Schwierigkeit, die gegenwärtig noch besteht, liegt in einer ungeheuren Masse von Kugeln und und Ballast, die durch den Rost zu einem kompakten Haufen zusammengeballt sind und in deren Mitte der Schatz wie eingeschlossen ruht. Die Metallbarren waren nämlich bei der Einschiffung vor 113 Jahren in den Schiffskammern unter Haufen von Kugeln gelegt worden. Bei den Vergungsarbeiten von 1855 fand ein Taucher eine Menge spanischer Taler und Kugeln von mehr als 1 Meter Dicke. Später stieß man auf eine gewaltige Masse von Silberbarren und verrostetem Eisen, die zu schwer war, um sie zu heben. Bei den Arbeiten in diesem Jahre sollen auch diese Schwierigkeiten gehoben werden. Man bedient sich dabei eines Magnets, der imstande ist, drei Tonnen zu heben. Die Metallmassen werden in Stücke zerbrochen, die der Magnet emporheben kann. Die Versuche, die man in einem Londoner Dock angestellt hat, ergaben, daß man in 5 Tagen 90 Tonnen Metall mit dem Magneten, ans Licht ziehen konnte. Die Glocke, die auf der „Lutine“ war, ist übrigens seit langem gehoben und hängt heute im Gebäude von Lloyds, wo sie bei traurigen Ereignissen geläutet wird. Jedenfalls besteht begründete Aussicht, daß die seit mehr als 113 Jahren im Sand der Zuidersee schlummernden Millionen wieder ans Tageslicht gehoben werden.

Allerlei.

Das französische Generalstabswerk über den 70er Krieg, dessen letzte Bände noch bevorstehen, kann natürlich die Siege der deutschen Truppen nicht leugnen, setzt aber die Leistungen sowohl der deutschen Truppen als auch ihrer Heerführer in jeder Weise herab. Die Schlacht bei Bapaume-Bretonneux (28. November 1870) macht in der Darstellung des Pariser Generalstabswerkes einen Ruhmesstempel für die französische Nordarmee aus; ihre kaum 25.000 zum größten Teil ganz neu ausgehobenen Soldaten leisteten den 29.000 Manteuffels hartnäckigen Widerstand, der nur an wenigen Stellen überwunden werden konnte. Allerdings beging der preussische General schwere Fehler. (2) Er tappte blindlings gegen den Feind in dessen stärksten Stellungen, an, bei völliger Vereinzelung und Zersplitterung seiner Truppen. Die Keiterei tat hier ebenso wenig wie in den meisten Fällen während jenes Krieges ihre Schuldigkeit, sondern veräumte den Aufklärungsdienst und blieb während der Schlacht in zaghafter Untätigkeit.

Die Sekunde. Es ist viel darüber gespöttelt worden, daß in Ebingen in Württemberg bei den Ankunfts- und Abfahrtszeiten der Züge auch die Sekundenzahl angegeben worden ist. So trifft beispielsweise ein Zug 7 Uhr 18.7, Minuten ein. Leute, die nicht wußten, wie sie die Minuten-dezimalen deuten sollten, wurden von der Druckerei dahin belehrt, daß diese Zahlen den „Bruchteil der Minute in Sekunden“ angeben. Der Zug 7 Uhr 18.7 Minuten trifft also um 7 Uhr 18 Minuten 42 Sekunden in Ebingen ein. In Wirklichkeit existiert die Sekunden-Einteilung bei den deutschen Bahnverwaltungen schon längst. Schnell- und D-Züge halten auf bestimmten Stationen nur 30 Sekunden und ebenso ist die halbe Minute als Haltezeit auch bei den Berliner Vorortbahnen und auf der Hoch- und Untergrundbahn eingeführt worden. Auch in größeren Stellwerksanlagen der Bahn wird nach der Sekunde gearbeitet.

Der deutsche Katholikentag, der am Sonnabend nächster Woche in Metz zusammentritt, hat eine bedeutsame Tagesordnung zu erledigen. Es soll nicht nur der Friedensschluß zwischen der sogenannten Kölner und Berliner Richtung endgültig herbeigeführt, sondern auch die Gewerkschaftsfrage gelöst werden. Außerdem stehen noch zahlreiche andere Beratungsgegenstände auf der umfangreichen Tagesordnung.

Vortreffliche Antwort. Der bedeutende französische Staatsmann Thiers wurde am Anfang seiner parlamentarischen Karriere einmal von einer Dame in allem Ernst angegangen, er möge in der Abgeordnetenkammer eine Proposition einreichen, daß sich der Monarch in Zukunft nicht bloß „König der Franzosen“, sondern auch „der Französinen“ nenne. — „Was wollen Sie?“, wehrte Thiers mit gewandtem Lächeln ab, „es ist doch eine allbekannte Tatsache, daß die Französinen über die Franzosen herrschen.“

Der Rechenkünstler. Lehrer: „Du wohnst also in der vierten Etage, und jede Treppe hat, wie du sagst, 15 Stufen; wieviel Stufen mußt du dann hinuntergehen, bis du auf der Straße bist?“ — Schüler: „Alle, Herr Lehrer!“

empfehlen in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen **PIANOS** und Flügel in altbewährter Güte, IBACH PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH-Pianos mit eingebautem Klavierspielapparat. Pianolas mit Themodist u. Metrostyle, sowie Harmoniums, — Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses IBACH. Neuheit: Transponierflügel Pat. F. v. Kraus-ibach.

RUD. IBACH SOHN,
BARMEN.

NEU ERÖFFNET! NEU ERÖFFNET!

Photographisches Atelier „PALAST“
Friedrichstrasse 15 STEELE-RUHR Friedrichstrasse 15

neben Steeler Kino-Theater

Das moderne Bild
in vollendet künstlerischer Ausführung
zu sehr billigen Preisen

12 Visitenbilder M. 3.50, 12 Cabinetbilder M. 7.00

Hochzeits-, Vereins- u. Familien-Aufnahmen in Ia. Ausführung, enorm billig.
Spezialität: KINDER-AUFNAHMEN.

Aufnahmen für Technik, Gewerbe und Industrie. Vergrößerungen nach neuen und alten Bildern.

Staatlich ermächtigte

Chauffeur-Schule
Bochum, Rottstrasse 34,
bildet jeden ohne Vorkenntnisse zum tüchtigen
Chauffeur
aus. Vormittags-, Nachmittags-, Abend- u. Sonntags-Kurse. Jeder erhält sofort nach Lehrzeit Stellennachweis kostenlos. Eintritt kann jederzeit erfolgen. Prospekt gratis. Für Auswärtige Fahrpreismässigung.

Schicke neue

Anzüge M. 12-14-16-20 usw.
Paletots M. 13-15-18-20 usw.
Hosen M. 2-3-5-8 usw.
Regenmäntel M. 11.50-15.75
Westen M. 1.95-2.50

sowie

Monats-Garderoben
in grosser Auswahl
nur Essen-Ruhr
Kettwigerstr. 38
Filiale 5715
Grabenstrasse 76
Achten Sie auf die Nr. 76-76-76-76-76.

Gasthof und Gut Nierenhof.
Besitzer: Bachmann. Inhaber: A. Götte.
Post u. Station: Nierenhof. Kreuzpunkt der Chausseen u. elektr. Bahnen Langenberg-Hattingen-Blankenstein, Kupferdreh-Steele.
Schöne Gartenanlagen, grosser Saal.
Telefon Amt Langenberg 178.
Empfehle besonders meine Ia. Küche. Zusammenstellung von Dinern oder Soupers in jeder Preislage. Speisen nach der Karte. Keine ersten Firmen. Dortmunder und Münchener Bier.
Sonntags: Gelegenheitstanz.

Die Stauder-Bier-Ecke
am Rathaus in Essen
ist nach erfolgter Erweiterung und Neueinrichtung
eröffnet.
Vorzügliche bürgerliche Küche zu kleinen Preisen.
Geschäftsleitung: **Josef Ganslmayer.**

Tüchtige 5681

Montage Schlosser, Rieter u. Zwickeläger
für Eisenkonstruktion sucht sofort für die Montage auf dem Gemeinshaftswert in Hattingen
Eisenplatte Belfalla, Bochum.
Meldungen nimmt Monteur Frick auf dem Gemeinshaftswert Hattingen entgegen.

Hilfsarbeiter
für Dreherei und Dreherei sucht
Vereinigte Flanschenfabriken u. Stanzwerke, N.-G.
Hattingen-Ruhr.

Jeder strebende Mann
gleich welcher Standes, kann sich durch Übernahme einer unserer Engros-Verkaufsstellen monatlich M. 300.— Eink. verschaffen. Keine Berufsaufg., auch Rentn. u. Kapit. nicht erforderl. Off. unt. K. M. 9050 bef. die Ann.-Exp. Rudolf Mosse, Köln.

Sohn ordentlicher Eltern als
Lehrling
gelucht. 5590
Richard Hüttemann,
Kind- und Schweinemetzgerei mit elektr. Betrieb,
Hattingen, Krämersdorf 24.

Suche baldmöglichst ein durchaus selbständiges, gut empfohlenes
Küchenmädchen.
Grau Fritz Tolsman,
Langenberg, Rhld.

Strebsamen jungen Leuten,
Damen und Herren, welche für **Büro-Stellung** Interesse haben, ist jetzt die beste Gelegenheit geboten, sich ohne großen Kostenaufwand eine gründl. Ausbildung in **Schön- u. Rechtschreiben, Rechnen, Stenogr., Maschinenschr., Buchführung** usw. zu erwerben.
Staatl. geprüfte, Volksschul- u. Handelslehrer.
Anerkannt leistungsfähig **Büro-Lehringen.**
Kurse für **Bergleute,** welche sich an der **Bergschulpflichtung** beteiligen wollen. Meine bergmänn. Fachkurse bieten die beste Gewähr für sichern Erfolg.
Fachkurse für **Schlosser, Schreiner, Maurer** usw.
Zweck, junge Handwerker für technische Lehranstalten: Bau-gewerk-, Maschinenbau- und Maschinenfeigergeräten vorzubilden.
1947
Kaufmann. u. gewerbli. Privat-Lehr-Institut
Vinden, Königstrasse 50,
im Hause des Restaurants H. Arens.
Staatl. geprüfte Lehrer.

Aufruf
zur Errichtung eines Bismarck-National-Denkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück-Bingen.

Gedanken und Erinnerungen führen uns ein Jahrhundert zurück, in jene Tage, so überreich an Sturm und Sieg, an Opfern und Heldentum, an lebendiger Begeisterung und flammender Vaterlandsliebe, da sich unser Volk erhob zur Befreiung vom Joch des Eroberers. Zu vaterländischem Tun rufen uns diese Erinnerungen auf; hohen vaterländischen Flug geben diese Gedanken unserm Willen. Zu gemeinsamer Tat sollen die Taten der Helden der Befreiungskriege zusammenfassen.
Das höchste Gut, für das unsere Väter und Großväter freudig ihr Herzblut hingegen haben — uns ist es zuteil geworden: das geeinte, mächtige deutsche Reich. Des deutschen Volkes Dank gilt es jetzt darzubringen dem Gewaltigen, der ein treuer deutscher Diener seines Herrn, uns die Einheit geschaffen hat. Auf Bergeshöhe soll ein Mal stehen, würdig des größten Sohnes, den eine deutsche Mutter gebar.
Soll das Denkmal aber Bismarcks würdig sein, so muß die ganze Nation teilnehmen an der Errichtung des Wertes. Alle Deutsche, aus allen Gauen und auch die, die fern von der Heimat, in fremden Ländern, sich ein deutsches Herz bewahrt haben, sie müssen sich einig und einmütig zusammenschließen, im Gedanken an das, was er für alle getan hat.
Wie er den Wust des Nebensächlichen von sich weggeschoben, wie er alles Trennende und Hemmende gemeißelt und gezähnt, so wollen auch wir einig und zusammenstehen, die Vollendung des Denkmals zu sichern. In seiner Neubearbeitung paßt sich der Kreis der Entwurf der schön geformten Berglinie der Elisenhöhe reizvoll an. Der Entwurf ist bereichert um den von Säulen umgebenen Hof, der die Scharen aufnehmen soll, die zu der deutschen Weisheit am Rhein wollen werden, um sich dort in vaterländischer Begeisterung zu erheben aus des Wertes Eimerlei. Der Bismarck Lederers, eine Gestalt von unvergleichlicher Wirkung, blickt zu uns herab als Warner vor deutscher Zwiethracht, als Mahner zu deutscher Einheit und zu deutscher Treue. Hinüber schaut er zu der Germania, die nach den Worten des großen Heidenkaisers in erster Linie Bismarcks ureigenes Wert ist. In erhabener Ruhe hält er getreulich die Wacht am Rhein; in seiner Hut ist die Germania geborgen. Wer deutsch denkt und fühlt, wird freudig an dem großen Werke mitwirken wollen.
Deutsche, helft zu deutscher Tat!

Der Ehrenvorsitzende:
Dr. von Bethmann Hollweg, Reichskanzler, Berlin.
Der Vorstand:
Dr. Beumer, Landtagsabgeordneter, Düsseldorf, Vorsitzender;
Dr. Clemen, Geh. Reg.-Rat, Professor, Bonn; **Dr. von Schwabach,** Generalrat, Berlin; **Hagen,** Kommerzienrat, Köln; **Reff,** Bürgermeister, Bingen; **Peter,** Generalsekretär, Köln; **Böbe,** Regierungsbaumeister, Kreuznach.
Für den Vorstandsbeirat:
Freiherr von Rheinbaben, Staatsminister, Oberpräsident der Rheinprovinz, Coblenz, Vorsitzender; **zur Neben-, Regierungspräsident a. D.,** Coblenz; **Freiherr von Thüngen,** Würzburg.

Beiträge
sind zu senden an: **Bankhaus S. Weichroder,** Berlin W. 8., Behrenstrasse 63, Postfachkonto Nr. 493. Geschäftsstelle zur Errichtung eines Bismarck-Nationaldenkmals, Köln, Bankstr. 11 L, Postfachkonto Nr. 12910. 5708

Achtung
nur
Nr. 18 Nr. 18 Nr. 18 Nr. 18 Nr. 18
Sie kaufen
Monats-Garderoben
für Mark 10, 12, 14, 18 20 usw.
sowie
Schicke neue Garderoben
am billigsten 5714
Essen-Ruhr, Grabenstrasse 18
vis-à-vis Althoff. Im Kino-Gebäude.

Innere Leiden
behandelt mit nachweisbar guten Erfolgen
F. H. Mill, Hattingen-R., Bahnhofstr.
Sprechstunden 8-11, 2-5. 5093

Nur mit Rotband
Luhns
wäscht am besten

ACHTUNG!
50 000 Paar Schuhe.
4 Paar Schuhe für Mk. 8.50.
Wegen Zahlungsstockung mehrerer grossen Fabriken wurde ich beauftragt, einen grossen Posten Schuhe tief unter dem Erzeugungspreis loszuschlagen. Ich verkaufe daher an jedermann, 2 Paar Herren- und 2 Paar Damen-Schnür-Schuhe, Leder braun oder schwarz, galoschirt, Kappenbesatz mit stark genageltem Lederboden, hochheleg, neueste Facon. Grösse laut Nr. Alle 4 Paar kosten nur Mk. 8.50, Versand per Nachnahme. 35
A. GELB'S Schuh-Export
Krakau Nr. 32
Umtausch gestattet oder Geld retour.

Flechten
alla. u. trockene Schuppenflechte, Ekzeme, Hautausschläge,
offene Füße
Beinwunden, Beinschwellen, Adern, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte, heilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der besten bewährten
Rino-Salbe
frei von schädl. Bestandteilen.
Dose Mark 1,15 u. 2,25.
Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma Schreiber & Co. Weinbilla-Dresden. Fälschungen weisen man zurück. Zu haben in den Apotheken.

Hüten Sie sich vor Darlehnschwindlern
u. verlangen Sie sofort Näheres über reelle und schnelle Geldverleihung vom Christlich. Schriften-Verlagshaus Hamburg. Viele Dankschreiben aus allen Teilen Deutschlands.

Zurückgekehrt!
Dr. Georg Weinberg,
Spezialarzt für Haut-, Horn- u. Blasenleiden,
Dortmund, Königswall 46.
Fernsprecher 7454. 5689

Dankfagung.
Gebe gerne Auskunft, wie meine Tochter, welche schwer an Epilepsie, Fallst. Krämpfe, Nervenschmerzen litt, in kurzer Zeit gänzlich geheilt ist. 5702
Jakob Emrich,
Niederlaufend, Post Rosenbach, Bayern.
(Rückporto beifügen).

Kopfkrämpfe
mit Brut, vernichtet radikal **Rademachers Goldgeist,** Patentmittel geschützt.
Nr. 75 193. Geruch- u. farblos. Reizt die Kopfhaut v. Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhilft. Zugv. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. Taus. v. Anerkennungen. Fl. à M. 1.— u. 0.50 in den Drogerien und Apotheken.
Otto Wempe, Adler-Drogerie.

Neuer Beruf!
Jeder streb. Mann, der in sein. Berufe nicht das gewünschte Fortkommen, od. ausreicht. Verdienst findet, kann sich ohne eigene Mittel durch Fleiß und Energie in eine gutbez. u. selbst. Position bei groß. Ver-Alt.-Ges. einarbeiten. Nach kurzer Probezeit Anstellg. mit 150-200 M. monatl. außerd. Proviz. ev. Speien. Bew. erb. u. 5734 an die Geschäftsstelle d. 319 in Sattinaen.

Die große Windhuf...
Kaisers veran...
worden und...
auch schon...
gliedert sich...
Maschinen-M...
eine Viehha...
einen Bewe...
Neuling au...
erlaubt sein...
über die prä...
daß die Sch...
beziehen fam...
erzeugnisse...
sich Befuch...

Den St...
Als ein Vio...
gen machte...
Das Storch...
des Margau...
Beiß genom...
den Kiesel...
Nach etwa...
auf kurze 3...
weil er in...
Lüften sah...
Marau eintr...
schwanden...
wiedertomme...
den, oder o...
aus anderen...
Störche ist...
Vor wenige...
Benzburg, e...
tamen seihen...
und zwei ju...
drillen seit...
fiel 1912 e...
zum Opfer...
Station Sch...
gleichen Gr...
den, nachde...
Noch eine K...
Kronleimung...
den heimlich...
als Schädli...
haupt der...
kommen mit...
Erbsenmen...
ein Rindern...

Genera...
tag. In d...
in Saarow

Gusf...
seit zwei...
schwebende...
gerichtet...
„Chef“ e...
Und wegen...
flüchtig, f...
des Bäder...
Luftigen“...
heit, Gusf...
ling in die...
einem Be...
pathien en...
aus Grün...
lagen. De...
über alle...
mops, so...
nern — A...
zwar dem...
heft konn...
traf bei...
Schönheits...
nicht leide...
gelbe Zäh...
Kute.

Am 3...
entfprechen...
von neun...
die ganze...
müdigkeit...
— zahlen...
Stillerlinge...
Kinder. 2...
nung, daß...
den alten...
und die...
bon Klüge...
deutung, d...
werden m...
milienstimm...
dächtnis ju...
Meinungs...
Der Haus...
„Königst...
kämpfen, b...
dieser „H...
jede Erin...
Hingegen...
„Den größ...
Harung“...
Als r...
hierin eine...
gen“, die...
bern nach...
schwächen...
bringen, t...
Spur eine...

Koloniales.

Die große „Landwirtschaftliche Ausstellung in Windhut“, die anlässlich des 25. jährigen Jubiläums unseres Kaisers veranstaltet wurde, ist nun vor kurzem feierlich eröffnet worden und hat außerordentlich viel Anklang gefunden, aber auch schon sehr gute Erfolge gebracht. Die Ausstellung gliedert sich in drei Abteilungen, in eine reich beschickte Maschinen-Ausstellung, eine Halle für Landeserzeugnisse und eine Viehausstellung. Alles in allem bietet die Ausstellung einen Beweis rastlosen Fortschrittes, und wohl jeder, der als Neuling auf afrikanischen Boden die Ausstellung besucht, würde erstaunt sein über die rationelle Bewirtschaftung der Farmen, über die prächtigen Erfolge der Viehzucht, die es ermöglichen, daß die Schutztruppe ihre Remonten aus dem Lande selbst beziehen kann, nicht minder auch über die hundertlei Landeserzeugnisse. Aus allen Orten des weiten Schutzgebietes stellen sich Besucher ein.

Abnahme der Störche.

Den Störchen droht ein neues Unheil durch die Aviatur. Als ein Aviator in Jofingen in der Schweiz seine Flugübungen machte, flog er auch in der Nähe von Brittnau vorbei. Das Störchenpaar dieser ältesten bekannten Storchstation des Marquats hatte schon seit einiger Zeit von seinem Neste Besitz genommen, geriet aber beim Vorbeifliegen des rasenden Klettervogels in Angst, flog hoch auf und verschwand. Nach etwa vierzehn Tagen kam einer der beiden Störche auf kurze Zeit zurück, verschwand aber wieder, wahrscheinlich weil er in der Ferne wieder eine Flugmaschine hoch in den Lüften sah und hörte, da nämlich gerade ein Flieger nach Marau einrückte. Seitdem sind die Störche in Brittnau verschwunden, und es bleibt abzuwarten, ob sie in Zukunft wiederkommen und sich an die Flugmaschine gewöhnen werden, oder ob letztere den Storch ganz aus der Schweiz und aus anderen Ländern vertrieben wird. Die Abnahme der Störche ist eine große Gewissensfrage und dauert immer noch fort. Vor wenigen Jahren blieben zum erstenmal die Störche in Penzberg, ebenfalls einer uralten Storchstation, weg und kamen seitdem nie wieder, weil die Storchstationen einen alten und zwei junge Störche getötet hatte. In Schöffland, der dritten seit Menschengedenken bestehenden Station in Marquats, fiel 1912 ein alter Storch ebenfalls der Storchstation zum Opfer. Infolge dieses Storchmordes blieb die Station Schöffland 1913 unbesetzt. In Jofingen sind aus dem gleichen Grunde die Störche seit einigen Jahren weggeblieben, nachdem sie länger als zehn Jahre dort gehaust hatten. Noch eine Reihe weiterer Storchstationen ist durch die Storchmordaktionen bedroht oder vernichtet worden. Wenn zu den heimlichen Anfeindungen und den Storchmordaktionen als Schädiger der Storchstationen und wohl überhaupt der Storchwelt nun auch noch die Flugmaschinen kommen mit ihrem starken Geräusch und ihrem gespenstischen Erscheinen, so wird in kürzester Frist der Storch nur noch ein Rindermärchen aus vergangenem Tagen sein.

Allerlei.

Generalfeldmarschall Goltz' 70. Geburtstag. In aller Stille hat Generalfeldmarschall von der Goltz in Saarow bei Berlin seinen 70. Geburtstag gefeiert. Un-

Ein kleiner Salomo.

Von Arthur Achleitner.

(Nachdruck verboten.)

Guschtäble war am Neujahr 1913 16 Jahre alt und seit zwei Jahren Lehrling beim oberen Bäckermeister eines schmalen Städtchens. Mit schätzbarem Intelligenz ausgerüstet, hatte Guschtäble es glücklich dahin gebracht, beim „Chef“ ebenso wohlgekommen zu sein, wie bei der Meisterin. Und wegen notorischer Gütmütigkeit, allzeit gefällig und flugsam, fand der Lehrling auch gut mit den Kindern des Bäckerhauses, mit der Magd und dem etwas „zufüßigen“ Gesellen. Letzterer bekam immer weniger Gelegenheit, Guschtäble an den Ohren zu zupfen, je tiefer der Lehrling in die Geheimnisse der Bäckerkunst eintrat. Nur einem Begehren im Hause brachte Guschtäble keine Sympathien entgegen, dem Hunde der Bäckerleute, und zwar aus Gründen, die im Schönheitsempfinden des Lehrlings lagen. Der Hund war ein entsetzliches Kreuzungsprodukt, über alle Maßen häßlich, ein sogenannter Dachspudelmops, so sehr häßlich, daß das Tier bei allen Hausbewohnern — Mitleid erregte. Nur nicht bei Guschtäble, der zwar dem Hunde nichts zuleide tat, ihm aber nie schmeicheln konnte. Was bei Lehrbuben sehr selten vorkommt, traf bei Guschtäble zu: der Bäckerlehrling war ein Schönheitsfanatiker und konnte gelbe Augen bei Hunden nicht leiden. Der Dachspudelmops hatte oderfärbige Augen, gelbe Zähne, fennelblonde Haare und eine malefizblonde Rute.

Am 3. Januar sollte der Dachspudelmops dem Gesetze entsprechend versteuert werden, und zwar zum Jahrespreise von neun Reichsmark. Ueber die Häßlichkeit des Tieres war die ganze Familie einig, ebenso über die Treue und Gütmütigkeit. Die Auffassungen gingen auseinander, da es — zahlen hieß. Der Hausvater entschloß sich, die neun Silberlinge zu opfern, und für diesen Entschluß dankten die Kinder. Die sparsame Meisterin hingegen war der Meinung, daß neun Reichsmark Hundesteuer zuviel Geld für den alten und beispiellos häßlichen Dachspudelmops seien, und diese Summe sehr wohl und praktisch zum Ankauf von Küchengeschirr verwendet werden könnte. Die Bedeutung, daß der unnütze Hund dem Bäckermeister übergeben werden müßte, rief Protest hervor und verdrängte die Familienstimmung am Neujahrstage. Dank dem kurzen Gedächtnis junger Menschen war am 2. Januar der Anlaß zur Meinungsverschiedenheit bei den Kindern bereits vergessen. Der Hausvater hatte mit dem im Gasthause erworbenen „Königstiger“, einem kolossal entwickelten „Kater“, zu kämpfen, beschäftigte sich intensiv mit Mitteln zur Vertreibung dieser „Haarweh“ erzeugenden Bestie. Demgemäß war jede Erinnerung an Steuer und Dachspudelmops ausgelöscht. Hingegen erinnerte sich der Meister des alten Spruches: „Den größten Kater heilt laut Erfahrung Bier und saurer Harung.“ Also ging der Bäckermeister zum — Frischbrotbäcker.

Als rührige und höfliche Geschäftsfrau mußte die Meisterin eine große Zahl von Neujahrsglückwünschen „erledigen“, die Glückwünsche und Besuche erwidern, den Weibern nach Braut und Hebung die Ohren schmerzlos waschen, und die Bäckerin in empfehlende Erinnerung bringen, worüber der Tag so ziemlich verging, ohne die Spur eines Gedankens an den Dachspudelmops.

zählige Glückwunschtelegramme trafen ein, darunter besonders herzliche vom Kaiser und vom kaiserlichen Sulten.

Eine häßliche Köpenidiade wird aus dem neu-märkischen Dorfe Morru berichtet. Dort hatte ein Dienst-mädchen Selbstmord verübt. Als bald fand sich ein Herr bei den Eltern ein, der sich ihnen als Kriminalinspektor von Bachmann aus Berlin vorstellte und erklärte, er sei beauftragt worden, den „mysteriösen Todesfall“ aufzuklären. Auf seinen Wunsch logierte man den „Herrn Inspektor“ ein, um schneller zum Ziele zu kommen. Nacht für Nacht schrieb er große Bögen voll. Am Tage aber stellte er sich nur zu den Mahlzeiten ein, während er, wie jetzt ermittelt ist, die übrige Zeit auf freiem Felde verließ. Die Dorfbewohner fühlten sich durch seine Anwesenheit sehr gequält und luden ihn oft zu Mahlzzeiten ein. Schließlich stellte sich heraus, daß der „Polizei-Inspektor“ ein Gelegenheitsarbeiter Süd sei und die Exkursion nur unternommen habe, um ein paar Wochen — Ferien zu genießen.

Die Mutter des „Itis“-Helben. In Charlottenburg starb die Mutter des Kapitänleutnants Otto Braun, des Kommandanten des deutschen Kanonenbootes „Itis“. Der „Itis“ ging bekanntlich am 23. Juli 1896 im Gelben Meere in einem Taifun mit dem größten Teil seiner Besatzung unter. Ganz plötzlich war der rasende Wirbelsturm aufgetreten, das Kanonenboot hatte nicht mehr die gefährliche Zone verlassen können und geriet in das Zentrum des toben-den Wetters. Jede Aussicht auf Rettung war vergebens. Wenige Minuten vor dem Untergang des Bootes hatte Kapitänleutnant Braun ein Hoch auf den deutschen Kaiser ausgesprochen, in das die dem Tode Geweihten begeistert einstimmten. Dann sangen sie das Flaggengesang „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot“, bis die Kluten sie verschlangen. Damals erzählten die Zeitungen Japans staunend von dem deutschen Seehelden, die Blätter des Landes, in dem der Selbstmord, des Harakiri treuer Diener zu den Alltätigkeiten gehört! Der „Itis“ wurde von dem Wirbelsturm total zerstört, einige treibende Schiffe wurden später aufgefunden und nach Berlin gebracht, wo sie im Museum für Meereskunde vielfach ausbewahrt werden.

Aus Sturmesnot gerettet. Die Kölner Segel-jacht „Gertrud II.“ wurde von Nordwind nach Umuden ge-schleppt. Die Insassen, drei Herren aus Köln, hatten die Nacht am Tage zuvor wegen Sturmes verlassen. Sie wurden von einem Rettungsboot nach Sandvort gebracht.

Vom Heubuff getötet. Aus einem Dorfe Ruß-lands wird gemeldet, daß ein Bauer mit seinen beiden 12 und 14 Jahre alten Söhnen, die sich in einem Heuhaufen zum Schlafen gebettet hatten, durch eine Narbe des Heubuffes getötet wurden.

Folgende hübsche Renter-Anekdote erzählt ein Leser der „Tägl. Rundschau“: Pastor M. in N. hatte einen Tagelöhner in seiner Gemeinde, der ihn eines schönen Tages ersuchte, ihm ein Andachtsbuch zu leihen. Er erhielt ein solches und ein zweites und ein drittes. Schließlich ging dem Pastor der Vorrat an Büchern für tägliche Andachten aus, auch kam ihm die verständige Erwägung, der Mann möge sich etwas in den Kopf setzen. Er sagte also, als der Mann kam so und so vielen Male wieder mit demselben Gesuch vor ihm er-schienen: „Lieber L., leihen Sie nun einmal etwas Anderes“ und gab ihm Reuters „Ut mine Stromtid“ mit. „Nun, wie hat Ihnen denn dies Buch gefallen?“ fragte er, als der fleißige Leser es zurückbrachte. „Sie gaud“, antwortete der, „überstehen, Herr Pastor, wenn ich nicht wüßte hart, daß es Gottes Wort war, dann hätt' ich öfters mit Hals laßt.“

Der schlimmste aller Druckfehler. In der Ge-

schichte vom Druckfehlerteufel gibt es wohl nichts, was sich mit dem „Unglück“, das dem italienischen Geographen und politischen Schriftsteller Walte Braun passiert ist, vergleichen ließe. Walte Braun hatte einen geographischen Artikel in die Druderei geschickt; in diesem Artikel war u. a. die Rede von einem Berge, dessen Höhe mit 36 000 Fuß über dem Meerespiegel angegeben war. Als ihm die Korrekturbogen vorgelegt waren, sah Walte Braun zu seinem Schreck, daß man die von ihm angegebene Zahl um eine Null ver-stärkt hatte. Er verbesserte den Fehler, aber als das Blatt ihm noch einmal zugestellt wurde, stand noch eine Null mehr da, so daß der Berg jetzt die schwindelerregende Höhe von 360 000 Fuß hatte. Der Geograph wurde ob der Dumm-heit der Seher so aufgebracht, daß er in seinem gerechten Zorne an den Rand des Korrekturbogens schrieb: Ich sage 36 000 Fuß, 36 millionenfaches Rindvieh! Kurz darauf erschien der Artikel, und es stand darin zu lesen: „Die obere Höheebene, auf der man 36 000 Tiertarten zählt, liegt 36 000 000 Fuß über dem Meerespiegel!“

Ein Polizeiskandal wird aus Paris gemeldet. Ein Polizeiwachmeister und sechs ihm untergeordnete Polizisten wurden verhaftet. Die Verhafteten bildeten eine wohlorgani-sierte Bande, die ihre Dienstgewalt zu Erpressungen gegen-über einer Anzahl Bewohner ihres Viertels benutzte. Sie ließen gegen gute Bezahlung ihrer Auftraggeber anständige Leute als angebliche Zuhälter verhaften. Diese wurden dann auf die Aussagen der Polizisten hin verurteilt. So wurde auch der Sohn eines bekannten Politikers auf Anstiften eines seiner Gegner von den Polizisten verhaftet und wegen anar-chistischer Untriebe verurteilt, obgleich er völlig unschuldig sein soll. Weiter verhängten die sieben Polizisten Strafman-date über Geschäftsleute und zahlungsunfähige Privatpersonen ihres Viertels, um diese dann später gegen ein hohes Trini-geld wieder zu erlassen.

Allerlei Weisheit.

In Paris werden alle Eier, die auf den Markt kommen, amtlichseits untersucht. Das erfordert eine tägliche Arbeits-leistung von durchschnittlich 750 000 Untersuchungen. — Wenn jemand jährlich für 150 Mark Zigarren und Zigaretten ver-aucht, so macht das in 52 Jahren zu 5% Zins auf Zins gerechnet, ein Kapital von 75 000 Mark aus. — Soweit die geschichtliche Zeit in Betracht kommt, kennt man 40 Arten von Vögeln und Säugetieren, die ausgestorben sind. — Die in der Welt umlaufenden Geldmünzen werden durch den Gebrauch fortwährend abgenutzt. Der jährliche Verlust durch Abnutzung ist auf zirka 2000 Kilo Gold und zirka 100 000 Kilo Silber berechnet worden. — Der mächtigste Vulkan der Erde ist der Mauna Loa auf den Sandwichs-Inseln. Er hat einen Durchmesser von 32 Kilometer.

Sprüche.

Gebrochenes Versprechen ist ein gesprochenes Verbrechen. (Mädel.)

Mensch, hab Achtung vor dem Kummer, Unbegrenzt ist seine Macht, Dunkle Loden kann er bleichen Ueber eine kurze Nacht. (Seidl.)

Was du als wahr erkannt, Verkünd' es sonder Zagen, Nur trachte, Wahrheit stets mit mildem Wort zu sagen. (Paoli.)

„Ja, Moischterin! Alles besorgt!“

„Gut! Bist e braver, g'schotter Bub! Sollst e Häfete Spähle ertrig kriege zum Mittagess!“

Knapp vor Mitternacht kam der Meister vom Frischbrotbäcker heim, und sofort forderte er vom Lehrling die Steuer-quittung und das neue Hundezettelchen für 1913.

Geforsam und demütig lieferte Guschtäble diese Steuer-dokumente ab.

„Brav! Bist e verlässiger Bub! Aber wo ischt denn der Hund?“

Gedrückt Tones erwiderte Guschtäble: „Der Hund ischt beim Wafenmoischter!“

„Wie? Was? Bist du bei Trost? Was hascht denn g'macht, du dummer Saub?“

„Alles hab ich b'sorgt, wie's mir ang'schafft worde ischt! Ich han, wie der Moischter befohle hat, den Hund angemeldet und versteuert! Das Steuerzettelchen und das Joiche hat der Moischter ja in Händen! Dann han ich, wie die Moischterin befohle hat, den Hund zum Wafenmoischter g'führt und han die Gebühr fürs Wschlage be-zahlt! Das Hünf'gerle, so mir die Moischterin ge-schenkt hat, kann der Moischter haben, wenn er es möllt!“

Ein Weichen startete der Meister den Lehrling in hölli-ger Verblüffung an. Dann aber bestätigte er, daß Gusch-täble der dümmste Kerl des ganzen Königreiches sei.

Die Meisterin bejammerte den Verlust der so zweiflos ausgegebenen neun Silberlinge, und dann schloß sie sich der Meinung ihres Gatten bezüglich der Charakterisierung Guschtäbles an.

Handgreifliche Lustig übten die Kinder des Hauses an dem Hundemörder Guschtäble, der unter den Bissen zur bitteren Erkenntnis gelangte, daß selbst Salomo es dem Bäckermeister nicht recht machen könne.

Das mißglückte war aber, daß Meister und Meisterin Guschtäbles Prachtleistung ausplauderten, wodurch der Lehrling zum Gespött der ganzen Stadt wurde, sich im Orte nicht mehr halten konnte und anderswo einen Be-zehlungsstellen suchen mußte.

So geschahen im Januar 1913 in einem Städtle des bay-erischen Schwabenlandes.

Wie bereitet man Kefir?

Vom Kaulasus kam der Kefir zu uns, ein vergorrenes Milchgetränk, das sowohl als reine Erfrischung, dann aber auch als Hausmittel gegen Bleichsucht, Blutararmut, Schwäche genossen wird. Die Bewohner des Kaulasus nehmen Stutenmilch zur Kefirbereitung, bei uns tut Kuhmilch die gleichen Dienste. Kefir kann sowohl von ganz frischer roher wie von frischer abgekochter Milch bereitet werden. Rohes Milch sollte man indessen nur verwenden, wenn man sie aus ganz zu-verlässigem Stall hat. Den Keфирstoff bekommt man in den Apotheken zu kaufen. Man gibt den Inhalt einer Schachtel Kefirförmchen abends in eine Porzellanschüssel, übergießt sie mit einem halben Liter schwach erwärmten Wasser und läßt dies über Nacht bedeckt stehen. Am andern Morgen reinigt man den Stoff nochmals in einem Porzellanlieb durch Ueber-gießen mit reinem Wasser, gibt ihn in eine Porzellanschüssel und gießt die Milch — ein Liter — ganz frisch, abgekocht und wieder erkalte, darüber, zieht ein dünnes Mull- oder Seidtüchchen darauf und läßt sie zwölf Stunden an staub-freiem Ort stehen. Der Kefir ist nun fertig, wird von dem Keфирstoff abgeseiht und in sehr saubere Flaschen mit Patent-verschluß abgefüllt.

„Ja, Moischterin! Ich werd alles besorge!“

„Das wird dein Glück sein! Und nun mach's dich! Nimm den Hund und verschwind zum Wafenmoischter! Und komm bald, ohne Hund, wieder heim!“

Guschtäble gehorchte. Unangenehm war ihm der Auf-trag der Meisterin ja nicht. Aber schwer fiel auf die Be-zehlungsstelle die ganze Frage, was der Meister sagen werde.

„Nach schwieriger war die Frage zu beantworten, wem Geforsam zu leisten sei: dem Lehrherrn oder der Mei-sterin?“

Guschtäble führte den Dachspudelmops an der Leine und strengte das Lehrlingsgehirn aufs äußerste an, wie bisher noch nie im jungen Leben. Und mit Erfolg, denn es glückte, einen Entschluß zu fassen, der nach Gusch-täbles Meinung den drangalierten Lehrling unter allen Umständen vor Vortürschen und Schlägen sichern wird und muß.

Nach Umfluß von reichlich zwei Stunden kehrte Gusch-täble ins Bäckerhaus zurück, ruhigen Gemüths. Die Meis-terin fragte sofort, ob ihr Auftrag ausgeführt worden sei.

Frauen-Rundschau.

782 weibliche Bäder sind nach der letzten Berufszählung in Deutschland tätig. Es sind hierbei nur diejenigen Bäder und Kurbäderinnen gerechnet, die eine regelrechte Lehrzeit absolviert haben. Die meisten Bäderinnen sind in Privatanstellungen, in Restaurationen, Hotels usw. beschäftigt. Da nunmehr auch der Besuch von Kurbädern für Mädchen ermöglicht wird, so dürfte es binnen kurzem eine ganze Anzahl weiblicher Bädermeister geben, die auch eigene Bäder betreiben und Lehrlinge ausbilden können.

Um der zunehmenden Zahl der Ehetrennungen und Ehescheidungen zu begegnen, fordert die Frauenrechtschulstelle in Bonn die Einrichtung eines von Männern und Frauen besetzten Schlichtungsausschusses in Ehefällen und die Abschaffung des jetzt vorgeschriebenen Schlichtungsverfahrens vor den Amtsgerichten.

16 Frauen in den Schulbehörden der Stadt Zürich sind kürzlich gewählt worden. Die Vorschlagsliste wurde von dem Züricher Frauenverein unterbreitet und angenommen. In die Zentralschulbehörde wurde die Rechtsanwältin Kräutlin Dr. Brühlmann aufgenommen.

Als Vorgesetzte von 1400 weiblichen Angestellten hat Miss Constance Smith jahrelang in englischen Regierungsdiensten gewirkt. Die Gesamtsumme, die in den Klassen unter ihrer Kontrolle verwaltet wurden, beliefen sich auf 160 Millionen Pfund Sterling, das sind 3 1/4 Milliarden Mark.

Die Haftung des Staates für den Gerichtsvollzieher.

(Nachdruck verboten.)

Gemäß des Gesetzes vom 1. August 1909 betreffend die Haftung des Staates für das Verschulden seiner Beamten haften der Staat auch für den Schaden, den jemand durch die Fahrlässigkeit eines Gerichtsvollziehers bei der Ausübung seiner Amtstätigkeit erleidet. In seiner Entscheidung vom 13. Dezember 1912 (3. 13/12) hat das Reichsgericht bereits ausgesprochen, daß in solchen Fällen der Geschädigte sich nicht an den Gerichtsvollzieher halten kann, sondern nur an den Staat. Jetzt lag dem Reichsgericht ein ähnlicher Fall zur Entscheidung vor:

Der Gerichtsvollzieher E. in Berlin hatte für den Zimmermeister S. auf Grund eines vollstreckbaren Schuldtitels Holz zu pfänden. Die von E. am 30. Mai 1910 vorgenommene Pfändung hatte jedoch erst am 31. Mai ausgeführt werden dürfen. Die erste Pfändung wurde deshalb ungültig, die zweite blieb erfolglos. Für den Schaden sucht der Zimmermeister St. in Köln, dem die Forderung von S. zehnter worden ist, den Gerichtsvollzieher E. in Anspruch zu nehmen. Das Kammergericht zu Berlin hat die Klage abgewiesen.

Die vom Kläger gegen dieses Urteil des Kammergerichts eingelegte Revision ist vom Reichsgericht als unbegründet zurückgewiesen worden. Der höchste Gerichtshof ist damit bei seiner früheren Entscheidung geblieben. (Mittelsachen: 3. 409/12. — Urteil vom 8. Juli 1913.)

* Isadora Duncan als Helferin bei den Opfern des Krieges.

Wie bereits kurz gemeldet worden, hat die berühmte Tänzerin Isadora Duncan Trost und Vergessenheit nach der grausigen Tragödie, die sie ihre beiden Kinder beim Automobilunfall verlieren ließ, in einer edelmütigen Hilfsaktion für die Opfer des Balkankrieges gesucht. Im Hafen von Santi Quaranta in Epirus hat sie eine Kolonie eingerichtet, in der sie den durch den Krieg zu Grunde gerichteten Bauern mit ihren Frauen und Kindern Aufnahme gewährt. Ein Korrespondent des New York Herald, der dies ergreifende Bild inmitten all der Verheerungen besucht hat, gibt davon eine ausführliche Schilderung. Auf dem Turm der mittelalterlichen Festung von Santi Quaranta, dessen dunklere Mauer an der Westseite dieses Hafenvororts von Jannina aufsteigt, flattert eine Fahne und kündigt neues Leben hoch über den verödeten Trümmern der zerstörten Häuser. Rings um das verwitterte Mauerwerk zieht sich eine Kolonie von Zelten und strohbedeckten Hütten, in denen ein buntes Volk von Greisen, Frauen und Kindern Unterkunft gefunden. Das ist das Reich der Isadora Duncan, die vor einem Monat etwa aus Paris hierher kam und aus den umliegenden Dörfern, die in Elend und Hunger dumschwebende Bevölkerung hierher zusammenrief. Ihrem glücklichen Organisationstalent ist in kurzer Zeit vieles gelungen. Die Frauen arbeiten jetzt unter ihrer Leitung an Webstühlen und fertigen Teppiche. In einem großen Zelt werden 68 Kinder von einer griechischen Lehrerin unterrichtet und erhalten Anleitung zu kleinen Arbeiten. Als ihr „guter Engel“ wendet Isadora Duncan, die einst die Nationaltänze dieses Volkes weltberühmt machte, unter diesen Stiefkindern des Schicksals umher, wie einst in der Freude ihrer Kette, so auch jetzt in der Tiefe ihres Leids mit ihnen fühlend. Ihr Wesen tut Wunder und giebt Trost und Hoffnung in manch' verzweifelter Frauenherz, das Mann und Söhne, Haus und Hof verloren hat. So sorgt sie nicht nur für das leibliche, sondern noch mehr für das seelische Wohl, und wie stets

sind es auch hier die Kinder, deren fröhliches Spielen und Lachen selbst dieser Kolonie der höchsten Not eine hoffnungsreiche Resonanz verleiht.

Das junge Frankreich.

Angesichts mancher Ereignisse der letzten Zeit gewinnt ein Artikel des soeben erschienenen Zürcher-Magazins (Stuttgarter, Greiner u. Pfeifer) erhöhte Bedeutung, in dem Dr. M. Righenthaler die bedeutende Entwicklung des heutigen Frankreich darlegt. Wir kennen in Deutschland diese französische Jugend noch gar nicht und laufen Gefahr, in unliebsamer Weise überrascht zu werden. Jedenfalls verdienen die Zürcher-Ausführungen die höchste Beachtung, und so geben wir das Mittelstück derselben hier wieder.

„Es soll hier der junge Franzose geschildert werden, der „wiedergeborene“. Keine Wiedergeburt ohne den alten Adam. Deshalb sei zunächst die ältere Generation Frankreichs skizziert. Diese Generation trat etwa um 1885 in das Mannesalter. Gefennzeichnet war sie durch einen starken Pessimismus, durch eine tödende Müdigkeit, ein graues Wissen um die Eitelkeit alles Strebens und einen sanften Unglauben, dem es an Einbildung nicht gebrach. Die Vertreter dieser Generationen waren der alternde Renan, Taine mit seiner niederdrückenden Willentheorie, der sentimental-exotische Loti, der junge Bourget und der junge Barres. Die Kultur dieser Generation war hoch und eng, selbstzufrieden und zerkend.

Von außen her wurde diese Kultur beeinflusst und bedingt durch Tolstoi und Turgeneff, durch den Zauberer von Banau, dem mit die Lyrik eines Verlaine zu danken ist, durch die nordische Literatur und Nietzsche schließlich, dessen Peitsche als Stimulus geschätzt und gerne empfunden wurde. Diese Generation schloß sich um das Leben herum; sie kostete es, aber lebte es nicht, sagte Bourget. Ein starrer Dogmenglauben an die Wissenschaft durchdrang die ganze Literatur und Philosophie; ein Jola stellte seine wuchernde Romantik in den Dienst dieses Glaubens. Man sezerte und disturierte; man besah die andern und sich selbst mit dem sogenannten wissenschaftlichen Auge. Eine krankhafte Indifferenz war der Grundton einer Generation, der es an Kraft zur Liebe gebrach.

„Die Langeweile gähnt über diese durch den Gelehrten ihrer Farben beraubte Welt“, klagte Barres. Gott war tot oder in fernen Nebeln verloren; man erwartete mit Resignation den Untergang des eigenen Volkes, der „bedachten Rasse“ der Lateiner. „Keine Epoche war anscheinend geeigneter als die unfreie, um mit gekreuzten Armen abzuwarten. Wir sind Kinder einer Welt, die vergeht, und es geseht sich, mit ihr zu gehen. Laßt uns die elfenbeinernen Türme besteigen, solange sie noch stehen.“ Der Niedergang der lateinischen Rasse war zum Dogma geworden, zu einem jener ehernen Geleise, die durch die Wissenschaft jener Zeit in Dugenden erkannt und proklamiert wurden. Dies ging so weit, daß man die größten Geister des eigenen Volkes völlig verkannte. Ein Stendhal, dieser Dichter der Kraft und der Handlung, wurde zum Skeptiker gestempelt; aus Julien Sorel, dem prächtigen Raubtier, wurde der entartete Intellektuelle Robert Greslon des „Disciple“. Und die vorhergehende Generation vermochte nichts zu geben, nicht zu raten. Sie hatte auf den Schlachtfeldern Bankrott gemacht, war unrettbar kompromittiert und ergab sich einer vollkommenen Tatenlosigkeit. „Wenn Napoleon so kritisch veranlagt gewesen wäre wie ich“, meinte Renan, „so hätte es keinen 18. Brumaire gegeben.“ Verachtung des tätigen Lebens, Stolz auf den reinen Intellektualismus, Glaube an die Wissenschaft, und überzeugt und eingebildet auf die eigene Defizienz — all dies zusammen gab den Dilettanten des Lebens, einen Dilettanten, wie es heute bei uns etwa ein Combart gern wäre.

Der Wendepunkt kam mit dem „Disciple“ Bourget; hier schieden sich die Generationen. „Ich sehe, die meinige geht zu Ende“, schrieb Taine dem Schriftsteller, der mit seinem Roman dem Intellektualismus das moralische Todesurteil gesprochen hatte. Doch es bedurfte langer Jahre; eine Generation will sich allmählich bilden, und heute erst ist sie durchgedrungen.

An Stelle des Pessimismus trat der Optimismus. Das unumschränkte Ich ward eingeräumt; die Freiheit suchte man nun in freiwillig erkanntem Zwang; die Anarchie wich dem Bedürfnis nach Einordnung; der Zweifel der Bejahung. Die Alten nahmen das Leben hin, die Jungen begräßen und

umarmen es. Der Tatenlosigkeit folgte ein Hang zur Tat; nur eines gilt heute für schändend: das Nichtstun. Der Intellektualismus machte Bankrott, Mystik und Religion trat an seine Stelle. Kurz, es trat ein Wechsel im Temperament ein, der sich überall kundgab.

Überall? Hier muß gleich gesagt werden, daß es sich bei dieser „Wiedergeburt“ fast ausschließlich um die gebildeten Kreise handelt, um die studierende und dozierende Jugend. Doch darf nie vergessen werden, daß diese Jugend immer in Frankreich geführt hat, daß sich aus ihr die Politiker, Parlamentarier, Finanzleute und Unternehmer, sowie selbstverständlich die freien Berufe rekrutieren. Frankreich ist ein wesentlich aristokratisches Land.

Das Vertrauen auf sich selbst ist bei dem „jungen“ Frankreich hoch entwickelt; der Geist, der es befeuert, ist der Geist der Schöpfung und der Schaffensfreude. Ein Gefühl der Willensfreiheit, das ihm Vergnügen gab, durchdringt gleich einem Wechselstrom das Fühlen dieser Jungen und stärkt ihren Hang zur Tat. Sie sind bewußt wie unbewußt antilettuell, sie betrachten das Leben nicht als eine Anregung zum Raisonement, sondern als Gelegenheit zum fortwährenden Kampf. „Das Leben ist keine Dialektik“, sagt Emerson, „es ist nicht kritisch und nicht verstandesgemäß, es ist die Kraft.“

Der Unterton dieser Wiedergeburt ist ein fast exaltierter Patriotismus. Als der „Mercur de France“, das Echo der alten Generation, eine Rundfrage über den Patriotismus im Jahre 1891 unternahm, bekam er Antworten, die heute kein Franzose mehr geben dürfte. Renan der Gourmont wollte für Elsaß-Lothringen nicht den kleinen Finger geben, mit dem er die Zigarettenasche abzuschleifen habe. „Dieser schlechte Scherz mit den beiden kleinen Sklavennädchen, die in Trauer gehüllt an einem Grenzpfosten Krokodilstränen vergießen, hat nun lange genug gedauert; mögen sie ihre Kühe melken. Wir sind keine Patrioten.“ „Seit ihrem Ursprung barg die lateinische Mentalität den Todeskeim in sich. Das sich zerkende römische Reich hat damit die lateinischen Völker angeleitet, als es diese umarmte.“ Die Sorbonne selber war die Hochburg dieser Entfugung geworden.

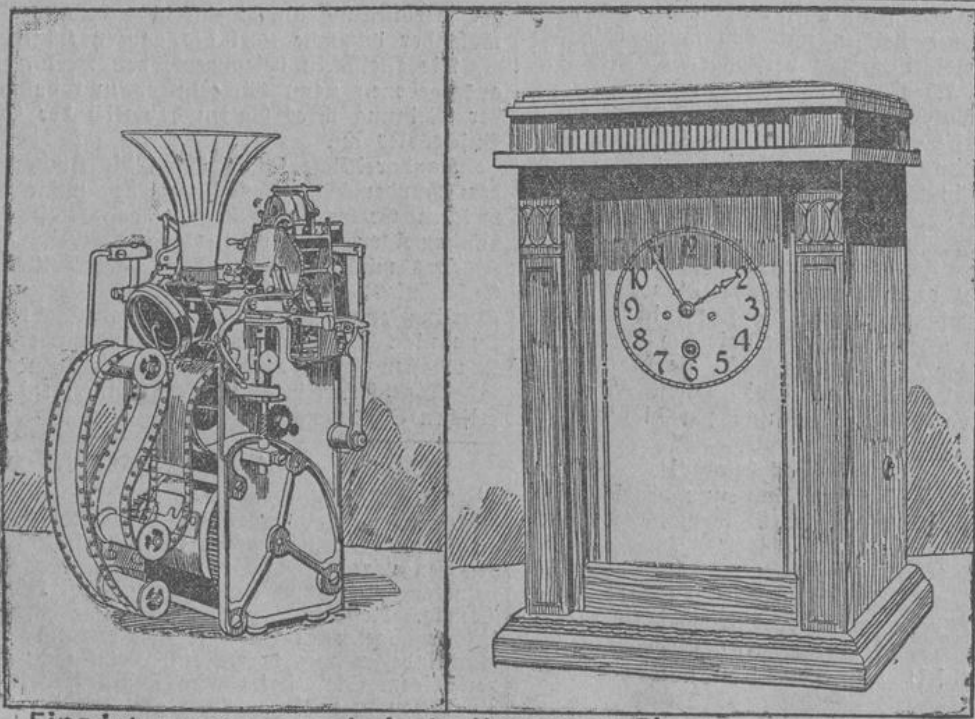
Heute ist das anders. Heute braucht man nur das Elsaß zu nennen, um endlose, von glühendem Patriotismus und Vergeltungslust getragene Debatten auszulösen. Der junge Franzose fürchtet den Krieg nicht mehr und verabscheut ihn nicht; er findet in ihm ein ästhetisches Ideal der Energie und der Kraft. „Lieber den Krieg als das ewige Warten! Man denkt mit W. James, daß das Leben verächtlich ist, falls es keine Gefahren und für den Kühnen keine Belohnung bietet. Der Krokodilstränenroman oder die Boudoirpsychologie fesseln den jungen Franzosen weniger, dafür liebt er gerne Biographien, Reisebeschreibungen oder Berichte der Ergebnisse der Kolonialoffiziere in Afrika oder Asien. Studenten melden sich als Freiwillige für die „Durchdringung“ Marokkos.

Weiter hat sich der junge Franzose dem Sport und dem Reiten ergeben. Bevorzugt wird derjenige Sport, bei dem es auf Disziplin und Einordnung oder auf Kühnheit ankommt. Und ist der junge Franzose von der Fremde zurückgekehrt, so fühlt er sich doppelt als Kind seiner Rasse und seiner Kultur; er steht dem Fremden alsdann doppelt fremd und feindselig gegenüber.

Am klarsten muß sich dieser Patriotismus aggressiver Natur bei der Frage von Elsaß-Lothringen kundgeben. „Ich hoffe“, sagte ein Vertreter der alten Generation vor etwa zwanzig Jahren, „daß der Krieg von 1870-71 bald als ein weniger bedeutendes Ereignis aufgefaßt werde denn die Erscheinung des Eid oder einer Fabel La Fontaines“. Der junge Franzose hat nichts vergessen und will nicht vergessen, sondern wieder wahrgründen. Für ihn handelt es sich vornehmlich darum, ob die deutsche oder seine Kultur im Reichsland siegen werde — vorderhand. Eine trefflich aufreizend redigierte Zeitschrift, die „Marchés de l'Est“, wissen dieser einen Seite immer vollere Töne abzugewinnen, sie werden nicht nur im Osten, sondern im ganzen Frankreich vernommen. Begabte Schriftsteller stellen ihr ganzes Talent in den Dienst der Vergeltungsidee, hierbei eifrig und laienhaft vom Reklamehelden Wetterlee bedient. Vereine wie die „Liga der jungen Freunde des Elsaß“ propagieren die Revanche, laden Elsässer zu Vorträgen ein und suchen dem Intransigenten im Reichsland die moralische Stütze zu geben. Das Theater führt ein antipreußisches Stück nach dem andern hundertmal auf, sei es noch so unästhetisches Machwerk. Die Statue der Stadt Straßburg prangt Tag für Tag in frischem Blumenschmuck.

Ein hartgefottener Schuldner.

Der französische Dichter Saint-Joys steckte trotz seiner großen Einnahmen stets in Schulden und wurde von seinen Gläubigern arg verfolgt. Eines Tages läßt er sich bei seinem Friseur gerade zum Rasieren einfeilen, als ein besonders grimmiger Gläubiger eintritt und drohend von ihm sein Geld verlangt. „Wollen Sie nicht wenigstens mit der Bezahlung warten, bis ich rasiert bin“, sagt der Dichter begütigend. „Aber gewiß“, meint der andere beglückt über diese Aussicht. Da steht Saint-Joys eingeseilt auf und verläßt den Laden. Er trug von nun an einen Bart bis ans Ende seiner Tage...



Eine interessante technische Neuerung: Die sprechende Uhr.

Einem geladenen Publikum wurde am 9. Juli im Hotel Albrecht zu Berlin erstmalig die neueste aller jemals hergestellten Uhren, eine Uhr, die sprechen kann, vorgeführt. Das, was sie spricht, besteht darin, daß sie die Stunden, sowie 1/2 und auf Wunsch auch die 1/4 und 3/4 Stunden laut und vernehmlich ausruft. Das Ausruufen kommt dadurch zustande, daß die gesprochenen Worte auf einem Film enthalten sind, auf dem sie in ähnlicher Weise wie auf einer

Photographenwalze in Form dicht nebeneinander liegender feiner Linien in Erscheinung treten. Auf diesem Film gleitet eine mit einem Saphirrollchen versehene Membrane, die in ihrem Wesen der des Photographen gleicht und durch das Uhrwerk auf den Film verschoben wird. Untere Aufnahme zeigt links die Konstruktion mit dem Film Membrane und Schalltrichter und rechts das Uhrgehäuse ohne besondere Wertmale.

Ein Segen für Raucher.

DOYEN
Cigaretten

3 Pfg.

Adler Compagnie Act Ges.



D

Dru
Dezu

Nach M
teute un
Codesfal
schuldtig

Wie
Anseres

desen hoch
des Frieder
danten, ha
gesunden
nachstehend
Eindrud a
sondern au
mals ist fe
ten politisc
reich-Engan
haben die
Kundgebun
ist seit
deres Blat
Deutschland
hatte, und
in wichtig
einander an
ser Wilhelm
schen Freu
keit und h
Paris, so f
des deutsch
buristagsw
strahl wirk

Dienstl
sicherungsp
schaftliche
Versicheru
Betreffung
die ihren
staltung zu
gen der au
freiwilligen
volle Unter
die Voraus
pflicht, ich
auf seine
schaft verti

gestaltet
Monat un
monat wies
monat und
res. Bei
Vermittlung
den männl
beitsgehalte
ren 158 u
und weibl
Zunahme
Verlauf, d
jährige Ju

Weisge

Buch
lag dicht
dungen, v
Namen von
part gebet
tobers, tru
auch freil
Herbiles.
die der W
die Luft er
In de
Mädchen r
Band und
, Nun
Kriegslage
eine frische

Maria
ihre getrete
merkt hatt
Ihre Gesi
tief. Das
ein Inaben
runden Ge
Auch
schnitt. G
treten, D

habe ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und es gibt Ge
sichter, die man niemals vergißt."

Das war ohne Zweifel als eine Schmährede ge
meint und wurde auch so aufgenommen, denn ein
leichtes Erbsen ging über Mrs. Mabels Gesicht. Eine
Fortsetzung des Gesprächs aber, wurde dadurch ver
hindert, daß der Bursche eintrat, von einer Ziege
die Namen der Eingeladenen vorlas und dann, nach
dem er sich überzeugt hatte, daß niemand mehr fehlte,
die Tür zum Speisezimmer des nächsten Zimmers
öffnete.

"Die Gesellschaft werden ersucht, einzutreten und
an dem langen Tische Platz zu nehmen. Dieser Herr
wird sofort eingeladen."

Das geschah denn auch in der Tat, und der nächst
kommende, der sich mit unbewußtlicher Zitterbewegung
an das obere Ende des grünüberzogenen Konferenztisches
setzte, begann mit monotoner, trockener Stimme: "Es
handelt sich um die Hinterlassenschaft der Frau Leonore
Graham, die vor vier Wochen aus dem Leben geschied
ben ist. Das Testament ist bei uns deponiert, ich von
uns angenommen, von dem Gerichtshof geprüft und
für gültig befunden worden. Frau Graham hat über
einen Teil ihres Vermögens, und zwar über eine
Summe von vierzehnhundert Pfund Sterling, zu
gunsten der hier versammelten vierzehn Erben bereit
gestellt, doch jeder einzelne einen Betrag von tausend
Pfund erhalt. Die Erbverteilung hat keine direkten
Geldbesitzer hinterlassen. Jemand hat einen ge
setzten Anspruch auf ihr Vermögen, auch die hier ver
ammelten könnten solchen Anspruch nicht erheben.
Zugewandte Anteile sind ordnungsmäßig abgeteilt
und ausbezahlt, approbierter Testaments ist also nicht
zu erwarten. Ich frage nunmehr, ob die Zusammen
kunft hierin auszufüllen ersucht antworten wollen."

Alle vierzehn antworteten mit aufmerksamen Be
legungen oder mit einem vernünftigen Ja.
Dieser Herr, der natürlich nichts anderes erwartet
hatte, fuhr fort: "Die Erbteilung ist also angetreten. Die
Zugewandlung erfolgt heute in acht Tagen in unserem
Zuhause, das Geld ist in der Hand von England nieder
gelegt und wird von uns angewiesen werden. Die
Gesellschaft haben sich mit den nötigen Klarnamen
über ihre Persönlichkeit zu versehen und können dann
bietet zur Hand geben, um das Geld zu erheben oder
auf ihren Namen umschreiben zu lassen. Geheben
sind nach dem Willen der Erbteilnehmer nicht zu erheben;
einstufig sind alle Taten und Steuern aus dem fortgesetz
Nachschuß bezahlt. Das war es, was ich von der Gesell
schaft erwarten wollte."

Er stand auf, neigte sich kurz und verließ das
Zimmer.
Nach der glücklichen Erben schickten sich zum Auf
bruch an. Erst auf allen Gesellschaften war die angenehme
Ueberraschung zu lesen. Nur auf den eleganten Herrn
Herr Graham schien die Eröffnung ebenmäßig Ein
druck gemacht zu haben wie auf die hübsche Mrs. Mabel,
denn als sie miteinander die wichtige Sprache des alten
Geschäftes hinhinlegen, sprachen sie schon nicht mehr
von der unvollständigen Erbteilung, sondern wieder von
ihren gemeinsamen Erinnerungen, die ihnen offenbar
viel interessanter waren.

"Ihre Mutter befindet sich doch wohl?" fragte
Herr Graham. "Ich erinnere mich der lebenswichtigen
Tante Grey sehr gut und würde mich herzlich freuen,
sie wiederzusehen."

"Nach Mabel würde es gewiß sehr angenehm sein,"
war die freundliche Erwiderung; "aber ich wage es
nicht, Sie um Ihren Besuch zu bitten, denn mit Leben
in recht belästigten Verhältnissen. Meine Mutter ver
lor vor fünf Jahren bei einem Brand ihr kleines
Vermögen, und sie erlitt damals infolge der Zerstörung
einen Schlaganfall, von dessen Folgen sie sich wohl nie
mehr ganz erholen wird. Wir haben ein Pensionat

und betätigen eine Anzahl von Zöglingen, um unseren
Unterhalt zu verdienen. Daß es unter solchen Um
ständen nicht sehr amüsan bei uns zugeht, können Sie
sich wohl denken."

Sie standen schon auf der Straße, während die
junge Dame mit solcher Offenheit ihre Verhältnisse
darlegte. Da das vor dem Hause haltende Ge
schloß auf Herrn Graham wartete, verließ sie bei den
letzten Worten dem wiedergeborenen Zetter zum Ab
schied die Hand.

Denn aber schien ihr Freimut durchaus nicht ab
geschreckt zu haben, denn indem er einen Blick zu dem
grünen Schönen Himmel emporwarf und auf der aus
gestreckten Weiden ein paar Regentropfen aufstieg,
sagte er: "Ich möchte mich Ihnen und Ihrer Mutter
ja nicht gern aufdrängen; aber mit Rücksicht auf das
schlechte Wetter sollten Sie mit doch gehen. Sie in
meinem Wagen nach Hause zu bringen. Ich würde es
als eine große Freundlichkeit empfinden, wenn Sie
nicht nein sagten."

Mabel bogerte einen Augenblick. Aber ihre Unter
schlossenheit war wohl nur eine Scheinware gewesen,
denn es leuchtete wie helle Freude in ihren Augen,
als sie ein paar Sekunden später neben dem eleganten
Begleiter in den Hof des Hauses des Abganges Platz nahm.

"Wie gut es doch die letzten Tage haben!" meinte
sie mit einem kleinen Seufzer. "Ich kenne schon seit
Jahren aus eigener Erfahrung kaum noch ein anderes
Fahren als den Dinnibus, und selbst für den wollte
es nicht immer ausreichen."

"Nun, Sie sind ja heute durch die Freigabe
unserer guten Tante Graham eine Kapitalistin ge
worden," sagte Herr Graham lächelnd. "Aber finden Sie
nicht, lieber Mabel, daß wir eigentlich ganz überflüssig
sind und jenseits miteinander verkehren? Abgesehen von
nicht weniger das vernünftige, das Sie wieder auf
nehmen, das eben am meisten uns Braut war?"

Sie hatte nichts dagegen, aber sie warde doch an
sänglich noch lebhaft, wenn sie sich der vertran
testen Mabels bedienen mußte, und ihre allerhöchste
Bereitschaft bereitete Herrn Graham offenbar das selb
besten Vergnügen.

"Also in dieser Richtung bist du gewillt?" fragte sie. "Was
hat dich denn gerade dahin getrieben?"
"Ich habe zuerst in Johannesburg mein Glück
und da ich es dort nicht fand, ging ich nach Kapstadt,
wo ich anfangs in einer launenhaften Stellung und
dann als Korrespondent einer Londoner Zeitung tätig
war. Seit zwei Jahren bin ich wieder hier, um auf
eigene Hand Geld zu verdienen."
"Und du hast, wie es scheint, alle Ursache, mit
diesen Geldsorgen zufrieden zu sein."

"Nun ja, ich kann nicht klagen, wenn man auch
selber immer von der augenblicklichen Konjunktur ab
hängig bleibt. Es kostet manchmal Schweiß und
manche sorgvolle Stunde, ehe man's auch nur bis
zur ersten Million gebracht hat."

Mit Bewunderung blickte Mabel auf den Mann,
der von einer Million so leichtig sprach, wie andere
von hundert Pfund sprechen mögen. Für eine kurze
Weile versank sie in Gedanken, dann sagte sie plötzlich:
"Mein Zerstörer war vor drei Jahren auch vorüber
gegangen in Kapstadt. Vielleicht bist du ihm zufällig be
gegnet?"

Überhaupt sah ihr Herr Graham ins Gesicht,
und es war ein Blick von Beharren in seinem Ausdruck.
"Dein Zerstörer?" Du hast also schon den Ozean
fürs Leben gefunden?"

"Eh? Nun, ich denke, bei meinen zweiein
zwanzig Jahren wäre es sehr an der Zeit gewesen."
"Und wer, wenn ich fragen darf, ist dieser Glück
liche?"

(Fortsetzung folgt)

Denkspruch.

Wäre den Auszug ab. In allen Kämpfen, wenn du den Aus
gang abwartest, hat jeder Kämpfer so viel erlangen, wie ihm seinen
Rechte nach zukam. Sein Recht und seine Macht sind am Ende ein
und dasselbe. Er hat mit all seiner Macht gekämpft und in ge
nauem Verhältnis zu all seinem Rechte sich behauptet. Sogar sein
Tod ist kein Sieg über ihn. Er ist aber, aber sein Werk lebt
in der Tat und Wahrheit.



Statistisches vom Kartenspiel in Frankreich. Der
Ursprung des Kartenspiels befindet sich im fernem Lande
der Ungeheuerlichkeit, man nimmt im allgemeinen an, daß die
Spielkarten ein Geschenk Eponas an die Menschheit sei
hätten, oder noch in seinem Lande der Asie hat die Ge
staltung im Laufe der Jahrhunderte so oft und so un
beständig gegen die Entstehung des Kartenspiels im Westen an
kämpfen müssen, als gerade in Frankreich, als in der letzten
Schleife des vergangen Jahrhunderts eine allgemeine Be
kehrung der Spielkarten eingeführt wurde, erstellte man
neben falschen Karten mit der Gewissheit, daß eine ge
staltlose der Spielkarten zu erlangen. Die hohe
Gewalt hat gewissermaßen der Kartenspieler ein starkes Hin
denknis entgegengeleitet und in den letzten Jahren ist der
Verbrauch von Spielkarten auf fünf Milliarden gestiegen. 1875
wurden genau 2 229 491 Kartenspiele in Frankreich vertrieben.
1885 war die Zahl auf 3 972 746 gestiegen, also um fast
breitete sich Millionen Spiel. Aber mit dem Jahre 1896
gehen Verkauf und Nachfrage zurück, und dieser Rückgang
wird immer stärker sichtbar. Schon 1905 ist die Zahl der
verkauften Kartenspiele auf 3 034 016 gesunken und 1911
sind nur noch 2 894 226 Spiele vertrieben worden. Das be
deutet gegen das Jahr 1896 einen Rückgang um mehr
als eine Million Spiele. Aber trotzdem ist die Nachfrage
nach der Spielkarte geringfügig gewachsen, sei, ein Strich. Die
1896 erhaltene Verkauf der Spielkarten hat zwar bei
Umkehr vermindert, aber die Spieler haben sich damit, daß
die Karten länger benutzt werden. Der kleine Mann aber
kauft „abgeschliffene Karten“ zu einem billigeren Preise.

Neues aus der Kleinwelt der Spinnen.

Die Spinnen haben sich ja in allen Ländern, in allen
guten Stücken zu erheben, sondern werden als recht hüb
sche und unheimliche Tiere betrachtet. Aber auch
hier ist der Mensch, wie nicht selten, ungerichtet, und wenn
er sich sorglos in die Kleinwelt dieser eifrigen Arbeiter
versetzt, so würde in ihm sicherlich ein Gefühl
der Furcht und Bewunderung für die bewundernswürdige
ausgeübten. Einen sehr vorurteilvollen Eindruck in das
Geben und Erleben der kleinen Spinnenwelt, das aus
Gerechtigkeit und Liebe hinstehen kann, erweisen uns die
neueren Forschungen über die Spinnen, von denen die
jüngsten von Compin in der „Revue“ berichtet.
Neben anderen sehr merkwürdigen Dingen hat man ja bei
Spinnen auch vorgefunden, daß das Weibchen das

Stimmen verleihe. Das mag ja wohl auch hin und
wieder vorkommen, aber es ist durchaus nicht die Regel,
wie der Zoonomier Zoologischer Professor Maclellan durch
Versuche mit den verschiedensten Spinnenarten nach
gewiesen hat. Um das Verhalten der Spinnen zu ver
stehen, muß man sich zunächst über die Beziehungen
klar werden, in die die beiden Geschlechter zueinander
treten. Solange die Spinnen noch ganz klein sind und
im Nest oder auf dem Rücken der Mutter ihr Dasein
fristen, nehmen sie keine Stellung. Zeit des Weibchens
der Entwicklung ein, dann erfolgt eine Trennung, und
jedes Individuum lebt für sich. Wie bei allen, be
sonders bei den fleischfressenden Tieren, ist es auch bei den
Spinnen nicht erstaunlich, daß sie ihre Jungen sozusagen nicht
immer schon, aber das geschieht nur im Falle der
höchsten Not. Für gewöhnlich wird eine Weibchen
das Leben einer anderen Weibchen streng respektieren,
und das Weibchen selbst hat dabei ebenso das Weibchen
wie das Männchen das Weibchen. Und so wird es auch
in der Zeit der Nahrung und der Gattungsverhältnisse.
Niemals endet unter normalen Verhältnissen das Liebes
leben mit dem Tode des männlichen Teils, sondern sie
leben in einer vollkommenen Harmonie, und der Mensch
kann von der bestenmöglichen Spinnwelt das Ideal der glück
lichen Ehe lernen.

Die ruhende Weibchen, mit der die Spinnwelt
leben, das sein geliebte Weibchen der Erde, ver
steht, zeigt von ihrem ausgeprägten Gattungsinstinkt.
Nimmt man die Spinnen weg, so können sie unruhig
umher und gehen in ihrer Trauer so weit, irgendeinen
anderen Gegenstand, ein Stückchen Papier, ein Geden
kenstück oder sonst etwas mit ihrem Gespinnst zu um
geben, wie wenn sie nur das Gattungsgeheimnis eines ab
gestorbenen Gegenstandes über ihren Schimmer hinwegbringen
könnte.

Die der Gattungsinstinkt, so ist auch der Gattungsinstinkt
sinn bei den Spinnen weit mehr ausgeprägt, als man
im allgemeinen glaubt. Nur einer Weise durch Gene
zuella hat Eugene Simon drei Spinnenarten beobachtet,
die unter sich ganz feste Gattungsbeziehungen ausgebildet
haben. Wie eine dieser Spinnen, die auf der untersten
Einteilung eines gemeinschaftlichen Lebens steht, ist eine We
nig mehr unterer Kasten. Wie diese, weiß auch die
Streichspinnweibchen ihre Weibchen getrennt von ihren
Männchen und stellt ihre Gatten ganz für eigene
Bedienung. Erst im Augenblick der Begattung tritt der
logische Instinkt hervor. Dann vereinen sich mehrere
Weibchen, um gemeinsam aus einem Gewand ein großes,
gestricheltes, wolloses Gewebe auszuweben, in dem sie
sich einzuschließen, um Eier zu legen und ihre Jungen
auszubilden. Ganz oben steht das Weibchen teilen sich
in die Mutterpflichten. Wenn die jungen Spinnen träge
tig genug sind, verlassen sie das mütterliche Nest, um
jede für sich zu leben.

Bei der Entwicklung ist die Gesellschaft einer anderen
Spinnenart in Genesende. Von diesen sogenannten Ge
sellschaftsspinnen leben Zehntausende zusammen und arbeiten
gemeinsam, um ein festes, durchsichtiges Gewebe von
einem großen Kastenbau zu weben, das bis zu einer
unbilden. In diesem weiten Nest, in dem sich jede un
regelmäßige Abteilungen gleichsam bestimmte Abzwe
gungen für das einzelne Weibchen befinden, lagerten nun
die Spinnen beieinander auf und ab, verteilten freun
dschaftlich miteinander und beteiligten sich nicht selten an
mehrerem, um eine besonders umfangreiche Beute zu
verzehren.

Bei der sogenannten Gesellschaftsspinnwelt findet sich
dann ein richtiges Gesellschaftsleben ausgebildet, in
dem jeder der Bewohner für die Gesamtheit arbeitet.
Mehrere Stunden leben hier in einem stetigen Gespinnst
zusammen, dessen beständiger Nutzen für die Spinnen
gen bestimmt ist, während die Weibchen sich an dem
äußeren Umkreis ihre besonderen freisinnigen Dienste